Engelhorn's allgemeine Roman-Bibliothek.



Die Erbin.

Von

W. E. Norris.



Engelhorns allgemeine Romanbibliothek.

Eine Auswahl der besten modernen Romane aller Völker.

Alle 14 [illegible] ein [illegible]



[illegible] möge; dann werden die beliebten „Rotröcke" zu den vielen alten Freunden gewiss noch manchen neuen erwerben.

Die bisher erschienenen, in dem nachfolgenden Verzeichnis aufgeführten Romane können fortwährend durch jede Buchhandlung zum Preise von **50 Pf.** für den broschierten und **75 Pf.** für den gebundenen Band bezogen werden.

Erster Jahrg[illegible]

Band

- 1. 2. Ohnet, Der Hü[illegible]
- 3. Conway, An[illegible] Licht.
- 4. Praed, Zér[illegible]
- 5. 6. Gréville, [illegible]
- 7. [illegible]
- 8. 9. [illegible]
- 10. [illegible]
- 11. [illegible], [illegible]
- 12. Verga, Ihr Gatte.
- 13. 14. Reade, Ein gefährliches Geheimnis.
- 15. Theuriet, Gérards Heirat.
- 16. Gréville, Dosia.
- 17. Kraszewski, Ein heroisches Weib.
- 18. 19. Norris, Eheglück.
- 20. Kielland, Schiffer Worse.
- 21. Colombi, Ein Ideal.
- 22. Conway, Dunkle Tage.
- 23. Boyesen-Spielhagen, Novellen.
- 24. Vincent, Die Heimkehr der Prinzessin.
- 25. 26. Delvit, Ein Mutterherz.

Zweiter Jahrgang.

Band

- 1. 2. Ohnet, Der Steinbruch.
- 3. [illegible] Helene Jung.
- [illegible]e, Maruja.
- [illegible] Die Sozialisten.
- [illegible] Grisonette
- [illegible]
- 10. Farjeon, Zu fein gesponnen.
- 11. Kielland, Gift.
- 12. — Fortuna.
- 13. 14. Ohnet, Lise Fleuron.
- 15. Farina, Aus des Meeres Schaum.
- 16. Frey, Auf der Woge des Glücks.
- 17. 18. Croker, Die hübsche Miß Neville.
- 19. Feuillet, Die Verstorbene.
- 20. Hopfen, Mein erstes Abenteuer und andere Geschichten.
- 21. 22. Alexander, Ihr ärgster Feind.
- 23. v. Glümer, Ein Fürstensohn. — Zerline.
- 24. Bret Harte, Von der Grenze.
- 25. 26. Conway, Eine Familiengeschichte.

Dritter Jahrgang.

Band

- 1. 2. Remin, Die Versaillerin.
- 3. Braddon, In Acht und Bann.
- 4. Schjörring, Die Tochter des Meeres.
- 5. 6. Malot, Lieutenant Bonnet.
- 7. About, Pariser Ehen.
- 8. Marrat, Hanna Warners Herz.
- 9. 10. Boyesen, Eine Tochter der Philister.
- 11. Gréville, Savelis Büßung.
- 12. 13. Ohnet, Die Damen von Croix-Mort.
- 14. Pasqué, Die Glocken von Plurs.
- 15. 16. Daudet, Fromont jun. und Risler sen.
- 17. Hopfen, Der Genius und sein Erbe.
- 18. Reade, Ein einfach Herz.
- 19. 20. Malot, Baccarat.
- 21. Norris, Mein Freund Jim.
- 22. Sienkiewicz, Hanna.
- 23. 24. de Tinseau, Das beste Teil.
- 25. Conway, Lebend oder tot.
- 26. de Bonnières, Die Familie [illegible].

Vierter Jahrgang.

Band

- 1. 2. Haggard, Eine neue Judith.
- 3. Ohnet, Schwarz und Rosig.
- 4. Feuillet, Das Tagebuch einer Frau.
- 5. 6. Remin, Jahre des Gärens.
- 7. Lafontaine, Gute Kameraden.
- 8. Lie, Die Töchter des Commandeurs.
- 9. 10. Malot, Zita.
- 11. Gréville, Die Erbschaft Xenias.
- 12. Voß, Kinder des Südens.
- 13. 14. Fogazzaro, Daniele Cortis.
- 15. Farjeon, Die Herz-Neune.
- 16. 17. Ohnet, Sie will.
- 18. v. Wolzogen, Die Kinder der Excellenz.
- 19. Farina, Um den Glanz des Ruhmes.
- 20–22. Daudet, Der Nabob.
- 23. Burnett, Der kleine Lord.
- 24. Theuriet, Der Prozeß Froideville.
- 25. 26. Braddon, Stella.

Fünfter Jahrgang.

Band

1. 2. Hopfen, Robert Leichtfuß.
3. Daudet, Der Unsterbliche.
4. Ouida, Lady Dorotheas Gäste.
5. 6. Memini, Marchesa d'Arcello.
7. Was der heilige Joseph vermag.
8. v. Glümer, Alessa. — Keine Illusionen.
9. 10. Philips, Wie in einem Spiegel.
11. Kielland, Schnee.
12. Claretie, Jean Mornas.
13. 14. Wood, Auf der Fährte.
15. v. Roberts, Satisfaktion.
16. Gravière, Die Scheinheilige.
17. 18. Ohnet, Doktor Rameau.
19. Peschkau, Frau Regine.
20. de Maupassant, Zwei Brüder.
21. 22. Sarina, Mein Sohn.
23. Gréville, Dosias Tochter.
24. Lie, Der Lotse und sein Weib.
25. 26. Daudet, Numa Roumestan.

Sechster Jahrgang.

Band

1. 2. v. Wolzogen, Die tolle Komteß.
3. de Tinseau, Eine Sirene.
4. Philips, Jack und seine drei Flammen.
5. 6. Gunter, Mr. Barnes von New York.
7. Theuriet, Gertruds Geheimnis.
8. Conway, Wunderbare Gaben.
9. 10. Ohnet Letzte Liebe.
11. Voß, Die Sabinerin.
12. Memini, Mia.
13. 14. Croker, Diana Barrington.
15. v. Heigel, Der reine Thor.
16. Pontoppidan, Ein Kirchenraub.
17. 18. Daudet, Die Könige im Exil.
19. Philips, Die verhängnisvolle Phryne.
20. 21. Ohnet, Sergius Panin.
22. Serao, Achtung Schildwache.
23. Rabusson, Salonidylle.
24. 25. Gunter, Mr. Potter aus Texas.
26. Murray, Ein gefährliches Werkzeug.

Siebenter Jahrgang.

Band

1. 2. v. Roberts, Preisgekrönt.
3. Ohnet, Die Seele Pierres.
4. Theuriet, Zum Kinderparadies.
5. 6. Aïdé, Imogen.
7. Daudet, Port Tarascon.
8. Hope, Ein Mann von Bedeutung.
9. 10. Galitzin, Ohne Liebe.
11. Norris, Die Erbin.
12. 13. v. Wolzogen, Die kühle Blonde.
14. de la Brète, Mein Pfarrer und mein Onkel.
15. Voß, Der Mönch von Berchtesgaden.
16. 17. Haggard, Oberst Quaritch.
18. Peschkau, Noras Roman.
19. de Renzis, Auf Vorposten und andere Geschichten.
20. 21. de Tinseau, Versiegelte Lippen.
22. Jeffery, Aus den Papieren eines Wanderers.
23. Theuriet, Mein Onkel Scipio.
24. 25. Delpit, Wie's im Leben geht.
26. de Renzis, Verhängnis.

Achter Jahrgang.

Band

1. 2. Croker, Irgend ein Anderer.
3. Gordon, Fräulein Reseda. — Ein Mann der Erfolge.
4. Feuillet, Künstlerehre.
5. 6. Böhlau, In frischem Wasser.
7. Norris, Die geprellten Verschwörer.
8. Gordon, Daphne. Deutsch von F. Spielhagen.
9. 10. Remin, Ein Genie der That.
11. Poradowska, Mischa.
12. 13. v. Wolzogen, Der Thronfolger.
14. Colombi, Im Reisfeld. — Ohne Liebe.
15. Mairet, Eine Künstlerin.
16. 17. Gunter, Miß Niemand.
18. Heyse, Das Marienkind.
19. Villinger, Schwarzwaldgeschichten.
20–22. Daudet, Jack.
23. Der schwarze Koffer.
24. Mairet, Der Affenmaler.
25. 26. Masterman, Schwer geprüft.

Forts. siehe 4. Seite d. Umschlags.

Engelhorns Allgemeine Romanbibliothek.

Eine Auswahl der besten modernen Romane aller Völker.

Siebenter Jahrgang. Band 11.

Die Erbin.

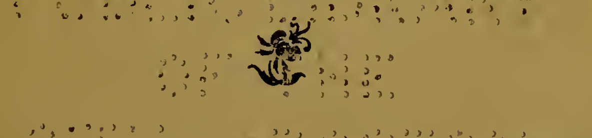
(Mrs. Fenton.)

Roman

von

W. E. Norris.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Englischen.



Stuttgart.

Verlag von J. Engelhorn.

1891.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Erstes Kapitel.

In dem unfreundlichen, großen Schlafzimmer eines unfreundlichen, alten Hauses in Oxford lag ein alter Mann auf seinem Sterbebette. Ja, daß das Lager, auf dem er sich befand, sein Sterbebett war, darüber konnte kein Zweifel mehr herrschen: hatte doch selbst der junge, die Hoffnung nicht leicht sinken lassende Arzt bei seinem Morgenbesuche der Haushälterin mit sehr ernstem Gesichte zugeflüstert, daß es sich jetzt nicht mehr um Tage, sondern nur noch um Stunden handle. Auch gab der Kranke sich über seinen Zustand keinen Illusionen hin, sondern hatte gleich zu Beginn seiner Krankheit die Behauptung ausgesprochen, daß er sie nicht überstehen werde. Und doch mußte es jedem, der in sein ruhiges, schönes, finsteres Antlitz schaute, schwer werden, daran zu glauben, daß es einem Sterbenden angehörte. Kein Ausdruck des Leidens oder der Schwäche entstellte es; dagegen trugen seine Züge ein entschiedenes Gepräge des Trotzes, des Starrsinns, gleichsam als wollten sie sagen, daß ihr Besitzer sich, so lange er lebte, nie ergeben in etwas gefügt habe und es auch jetzt nicht zu thun beabsichtige. Die hohe Stirn des Kranken, seine dichten, weißen Augenbrauen, seine schmalen, fest zusammengepreßten Lippen, das längliche, schön geformte Kinn bildeten ein Ganzes, das, wenn es auch nie durch Liebenswürdigkeit angezogen hatte, doch selbst jetzt noch ein Bild festester Männlichkeit und Willenskraft bot. Seine Augen — jene schrecklichen grauen Augen, mit denen er sein Leben lang einen

jeden, der in seine Nähe kam, starr anzublicken gepflegt hatte — waren jetzt geschlossen; aber man konnte es sich wohl ausmalen, welchen Ausdruck sie — geöffnet — trugen. Und es war daher nicht zu verwundern, daß der Besitzer eines solchen Gesichtes, solcher Augen in seinen letzten Stunden allein und verlassen dalag und keinen andern Menschen bei sich hatte, als seine alte Haushälterin, die still am Bette saß, von Zeit zu Zeit einen furchtsamen Blick nach ihrem Herrn warf und sich doch nicht getraute, eine Frage nach seinen Wünschen oder seinem Befinden laut werden zu lassen.

In der That war der Dekan von St. Cyprian, obgleich er in akademischen Kreisen eine sehr bedeutende Rolle spielte und durch hervorragende wissenschaftliche Werke, die er geschrieben hatte, sich in der gelehrten Welt weit und breit einen hochgeachteten Namen gemacht hatte, ein so einsamer, freundloser Mann, wie es kaum einen zweiten in ganz England gab. Seine nahen Verwandten waren zwar alle durch den Tod von ihm getrennt; allein, wären sie am Leben geblieben, so hätten sie deshalb doch nicht freundschaftlicher mit ihm verkehrt, als sie es jetzt thaten, denn er hatte sich mit allen erzürnt und war mit einem jeden von ihnen verfeindet gewesen. Er hatte sich mit seinem einzigen Bruder erzürnt; er hatte sich mit seinem einzigen Kinde erzürnt, mit seiner Tochter, die vor langen Jahren sein Haus verlassen und — gegen den Willen ihres Vaters — ihren Musiklehrer geheiratet hatte; er hatte sich mit allen Professoren seiner Universität erzürnt — nicht bis zum offenen Bruche, das wäre eine zu große Schande gewesen, aber doch so weit, daß ihm jeder stillschweigend aus dem Wege ging und ihn mied, so viel er konnte. Der einzige, mit dem er stets auf friedlichem Fuße gestanden hatte, war der Rektor der Universität gewesen, aber das freundschaftliche Zusammenleben mit diesem war nicht des Dekans Verdienst, sondern das des guten alten Doktor Drysdale, mit dem zu streiten selbst dem Unverträglichsten ein Ding der Unmöglichkeit war. Und infolge seiner Feindschaft mit aller Welt lag der alte Mann

jetzt einsam und verlassen auf seinem Sterbebette da — keine Seele um sich, als die alte Haushälterin — und erwartete das Nahen des Todes.

Der Abend brach herein — ein rauher, stürmischer Märzabend. Seit Mittag hatte der Dekan kein Wort gesprochen. Ab und zu winkte er der Haushälterin, ihm einen Schluck des Champagners, der auf dem Tische neben dem Bette stand, oder einen Löffel von dem Beef-tea, den der Arzt ihm verordnet hatte, zuzureichen. Die arme Frau war seit achtundvierzig Stunden nicht von seinem Bette gewichen und daher mit ihren Kräften zu Ende; aber sie getraute sich nicht, das Zimmer zu verlassen oder dem Dekan den Vorschlag zu machen, sich bei ihm für kurze Zeit durch das Hausmädchen vertreten zu lassen. Die Augen fielen ihr zu. Eben fragte sie sich zum zwanzigstenmal im stillen, ob es wohl schlimme Folgen für ihren Herrn haben würde, wenn sie sich ein kurzes, ein ganz kurzes Schläfchen gönnte, als sie ein leises Klopfen an der Thür vernahm. Sie erhob sich eiligst, öffnete die Thür und sprach mit jemand, der außen stand, eine Weile im Flüsterton. Dann schlich sie an das Bett zurück.

„Herr Dekan," sagte sie leise, „Mr. Breffit ist da."

Der Dekan öffnete die Augen. „Er soll eintreten," befahl er mit heiserer Stimme. Mr. Breffit, ein Notar, leistete dem Befehle Folge. Er war ein kleiner, freundlicher, etwa fünfzigjähriger Mann, dessen rotes Gesicht der scharfe Ostwind mit noch lebhafterer Farbe, als es gewöhnlich trug, bedeckt hatte. „Es thut mir aufrichtig leid, Sie so krank zu finden, Herr Dekan," begann er im heitersten Tone der Welt. Aber da begegnete sein Blick dem des alten Mannes. Infolge dieses Begegnens wurde die Bemerkung, die der Notar eben über das schlechte Wetter hatte machen wollen, wunderbarerweise unterdrückt und ein leichter Verlegenheitshusten ließ sich an ihrer Statt hören.

Jeder Mensch, mit dem der Dekan der St. Cyprianer Universität auf seinen Lebenswegen zusammengetroffen war, hatte sich ihm gegenüber eines leichten Anfluges von Furcht

nicht erwehren können. Auch Mr. Breffit fühlte sich in seiner Nähe stets recht unbehaglich. Aber ein gebildeter Mann, ein Rechtsanwalt, darf es nicht zeigen, daß er sich fürchtet; deshalb fuhr Mr. Breffit nach kurzem Stillschweigen in möglichst gleichgültigem Tone fort: „Sie sehen, Herr Dekan, ich leiste Ihrem Rufe sehr rasch Folge."

„Sie hätten Ihre Pflicht gröblich verletzt, wenn Sie ihm nicht rasch Folge geleistet hätten," sagte der Dekan. „Wie Sie sehen, haben wir nicht viel Zeit mehr übrig. Ich habe Sie rufen lassen, Mr. Breffit, weil ich ein neues Testament zu machen beabsichtige. Dort in der Mappe liegt Papier. Bitte, setzen Sie sich hier an den Tisch nieder."

Es war keine lange Arbeit, die Mr. Breffit zu vollbringen hatte. Rechtsanwälte wissen es gewöhnlich einzurichten, daß die unter ihrem Beistande entstehenden Testamente so unverständlich als möglich abgefaßt werden, damit ihnen selber Gelegenheit zu Prozessen und Ausgleichungen geboten wird; wenn man es aber mit einem hartköpfigen, eigensinnigen Klienten zu thun hat, der genau weiß, was er beabsichtigt, so bleibt selbst dem geriebensten Notar keine Wahl. Er muß den Wunsch des Testators streng erfüllen. In weniger als einer Viertelstunde hatte der Sterbende alle seine früheren Bestimmungen — es war nicht das erste Mal, daß er sein Testament machte — widerrufen und neue getroffen, die, da sie in unmittelbarer Nähe seines Todes festgesetzt wurden, voraussichtlich als endgültig bestehen bleiben würden.

Der Diener und der Koch wurden gerufen, um während der Namensunterzeichnung ihres Herrn als Zeugen zu fungieren. Dann war Mr. Breffit wieder allein mit seinem Klienten. Er räusperte sich mehreremal, als wollte er sprechen, schwieg aber trotzdem immer wieder.

„Nun, was wollen Sie sagen?" fragte der Dekan kurz. „Vermutlich wollen Sie mich darauf aufmerksam machen, daß ich soeben eine schlechte Handlung begangen habe?"

„O nein," antwortete der Notar. „Nein, ich glaube nicht, daß jemand sich erlauben wird, Ihre Handlungsweise

derartig zu bezeichnen — aber — aber — ich bin sehr überrascht über die Wandlung Ihrer Gesinnung, Herr Dekan."

„Ob Sie dadurch überrascht sind, oder nicht, ist mir sehr gleichgültig," sagte der alte Mann. „Vielleicht wird sich noch mancher andere darüber wundern — das geht mich nichts an. Jeder ist, so lange er lebt, Herr seines Vermögens und kann darüber verfügen, wie er will. Ich begehe mit der Aenderung meines Testaments eine gerechte Handlung — davon bin ich überzeugt. Und wenn Sie vernünftig dächten, so müßten Sie einsehen, daß ich eben nichts weiter als einen Akt verspäteter Gerechtigkeit damit vollziehe."

Der Notar sah lächelnd vor sich hin, aber er erwiderte kein Wort. Eine kleine Pause trat ein, dann sagte der Dekan: „Adieu, Mr. Breffit. Wollen Sie die Güte haben, im Hinausgehen die Glocke zu ziehen? Ich danke Ihnen bestens."

Mr. Breffit sah, daß er entlassen war, erhob sich, verbeugte sich vor dem Kranken und verließ mit den Worten: „Adieu, Herr Dekan!" das Zimmer. Ein lebender Hund sein, ist besser als ein toter Löwe, aber der alte Löwe da war noch nicht tot, und so lange er einen Atemzug in sich hatte, hörte seine Umgebung nicht auf, voll Scheu und Furcht seinen Befehlen zu gehorchen.

Auf der Treppe warf Mr. Breffit bereits seine an ihm höchst ungewöhnliche Schüchternheit ab und lachte. „Verspätete Gerechtigkeit! Weiß Gott, da hat er recht! Wenn man das Gerechtigkeit nennen kann, so kommt sie allerdings ein wenig spät; aber ich bin im Zweifel, ob seine Handlung überhaupt diese Bezeichnung verdient. Nun, wer weiß auch, ob die Frau noch am Leben ist! Meiner Ansicht nach ist sie längst tot, sonst hätte sie sicher in all den Jahren einmal von sich hören lassen." Damit begab er sich in das eichengetäfelte Speisezimmer und stärkte sich zu der Fahrt nach London durch des Dekans alten Portwein und ein ausgezeichnetes Diner, dem er volle Gerechtigkeit widerfahren ließ.

Während der Notar sich an Speise und Trank gütlich that, hatte sich abermals ein Gast eingefunden, der nach

dem Dekan fragte und wunderbarerweise — ohne jede Anmeldung — in das Krankenzimmer hineingeführt wurde. Es war ein großer, schlanker, alter Mann mit kahlem Haupte, freundlichem, gutem Gesichte und etwas nach vorn gebeugter Haltung.

„Sind Sie es, Drysdale?" begrüßte ihn der Dekan. „Sie kommen wohl, um Abschied von mir zu nehmen?"

Der Rektor der Universität nahm seines alten Freundes Hände und schaute traurig in das Gesicht des Sterbenden. „Hoffentlich nicht, Musgrave," sagte er. „Hoffentlich werde ich Sie noch recht oft besuchen können. Ich glaube nicht daran, daß Sie vor mir aus dem Leben gehen wollen — Sie mit Ihrer unverwüstlichen Gesundheit, mit Ihrem Riesenkörper! Sie sehen mir nicht danach aus, als ob — als ob Ihr Zustand sehr bedenklich sei."

„Sie wollen mir etwas einreden, Drysdale," erwiderte der andre. „Ich habe nicht mehr die Kraft, Ihnen zu widersprechen, aber in vierundzwanzig Stunden wird mein Tod Sie überführt haben, daß ich heute Ihnen gegenüber im Rechte war. Setzen Sie sich, Drysdale. Sie sind der letzte Mensch, mit dem ich in dieser Welt spreche, und ich vermute, auch mit Ihnen werde ich nicht lange zu sprechen im stande sein." Er hielt inne. Nach einer kurzen Pause begann er wieder: „Erinnern Sie sich meiner Tochter Laura?"

„O gewiß, gewiß. Ich erinnere mich des armen Kindes sehr gut. Es freut mich, Musgrave, daß auch Sie sich ihrer erinnern. Wie sehr, sehr bedauerlich ist es, daß sie nicht jetzt bei Ihnen sein kann!"

„Ich habe ein leidliches Gedächtnis. Auch glaube ich nicht, daß ein Mensch im stande ist, die Existenz seiner Kinder zu vergessen, so triftigen Grund er auch oft haben mag, sich diese Möglichkeit zu ersehnen. Ihren Wunsch, Laura jetzt bei mir zu haben, teile ich indes nicht. Da sie das Herz hatte, zwölf Jahre vergehen zu lassen, ohne ihrem Vater je eine Zeile zu schreiben und ihn wegen der Schande, die sie über ihn und über sich selber gebracht hat, um Verzeihung zu bitten, so glaube ich kaum, daß mir ein Wiedersehen mit

ihr besonders erfreulich sein könnte. Trotzdem habe ich so- eben ein Testament zu ihren Gunsten verfaßt. Ich setze sie zur Erbin meines ganzen Hab und Gutes ein und entziehe ihr nur die Summe von zehntausend Pfund Sterling, die ich für meinen Neffen Frederick bestimmt habe."

„Sie scherzen!" rief Doktor Drysdale. „Nein, nein, Musgrave, das haben Sie nicht gethan! Sie wollen Fred nichts weiter als zehntausend Pfund Sterling lassen! Hm, hm! Aber haben Sie denn — verzeihen Sie die indiskrete Frage — haben Sie eine Ahnung, wo Ihre Tochter sich gegenwärtig aufhält?"

„Nicht die entfernteste. Wie ich Ihnen soeben sagte, hat sie seit dem Tage, da sie mit ihrem Schurken von Musik- lehrer auf und davon lief, nie wieder etwas von sich hören lassen. In dem Briefe, den sie mir hinterließ, teilte sie mir mit, daß sie beide nach Neuseeland zu gehen und dort ihr Glück zu versuchen beabsichtigten. Ob sie diesen Plan ausgeführt haben, ob nicht — ich weiß es nicht. Ob sie lebt, ob sie tot ist — ich weiß es ebensowenig. Ist das letztere der Fall, so geht mein Vermögen an den nächsten noch lebenden Blutsverwandten über. Besser konnte ich — meiner Ansicht nach — nicht darüber verfügen," setzte der Dekan ein wenig zweifelhaft hinzu, als wünschte er jetzt die Bestätigung zu hören, daß seine Bestimmung eine sehr weise und richtige gewesen sei.

„Hm, hm!" sagte sein Freund nachdenklich. „Aber halten Sie es nicht für richtig, daß wir Fred telegraphisch hierher berufen, Musgrave?"

„Wozu? Ich habe keine Sehnsucht nach ihm und er hat sicher ebensowenig Sehnsucht nach mir. Er ist ein Trotz- kopf, der sich meinen Wünschen widersetzt und eine Karriere erwählt hat, die eines anständigen Menschen durchaus un- würdig ist."

„Sind Sie nicht ein wenig zu hart, Musgrave? Es war Ihr Wunsch, daß er Jurist werden sollte, nicht wahr?"

„Ja. Ich war dem Jungen gut und wollte für seine Zukunft sorgen. Ich führte ihn an eine Quelle, aber er

weigerte sich, daraus zu trinken. Anstatt einen ehrenhaften, menschenwürdigen Beruf zu erwählen, vergeudet er seine Zeit damit, Theaterstücke zu schreiben. Komödien! O pfui!"

„O, auch darin kann man Großes erreichen," bemerkte der Rektor sanft.

„Nicht, daß ich wüßte."

Drysdale lächelte. „Haben Sie nie von Shakespeare gehört?"

„O, wenn Sie mir mit einer solchen reductio ad absurdum kommen, sind wir mit unsrer Unterhaltung bald zu Ende. Auch habe ich weder Lust noch Kraft, mit Ihnen zu streiten. Ich weiß, daß ich meinem Neffen gegenüber meine Pflicht gethan habe und sogar noch mehr als meine Pflicht. Trotz seines Ungehorsams habe ich ihm zehntausend Pfund Sterling vermacht, mit denen er nach Belieben schalten kann. Und nach der Art und Weise, in der ich mein Testament abgefaßt habe, ist der Fall nicht ausgeschlossen, daß Fred einmal Erbe meines ganzen Vermögens werden wird. Unter diesen Umständen hat er keinen Grund, sich darüber zu beklagen, daß ich mich geweigert habe, seine litterarischen Produkte zu lesen oder mir von ihm davon erzählen zu lassen."

„Ich glaube nicht, daß er Ihnen, wenn Sie ihn jetzt kommen ließen, davon sprechen würde," wandte der Friedensstifter ein. Es that dem Rektor von Herzen leid, daß der arme Musgrave, ohne von dem Neffen, den er an Sohnesstatt angenommen und in dem Glauben, sein dereinstiger Erbe zu sein, erzogen hatte, Abschied genommen zu haben, aus dem Leben scheiden sollte. Zwar war in letzter Zeit eine offenbare Entfremdung, die fast einem Bruche gleich kam und deren Folgen Fred durch die Testamentsabänderung zu spüren bekommen sollte, zwischen Oheim und Neffen eingetreten, aber trotzdem blieb es die Pflicht des jungen Mannes, an das Sterbebett seines Pflegevaters zu eilen, und der Rektor betrachtete es als eine Art Sünde, wenn er ihn nicht herbeirief.

Der Dekan schien anderer Ansicht zu sein.

„Ich will ihn weder darüber, noch über andre Dinge sprechen hören," erklärte er. „Ich will keinen mehr hören — nur Sie noch einige Minuten. Ich habe in meinem langen Leben genug angehört und bin des Hörens müde geworden. Jetzt gehe ich in ein Land, wo alles Reden ein Ende hat. Wenigstens vermutet man das, da man zum Sprechen seine Zunge und ihre Beweglichkeit braucht, und ich die der meinen bereits merklich zu verlieren beginne."

„Wenn der Mensch stirbt, so geht sein Geist zu Gott, der ihn geschaffen hat, zurück," sagte der Rektor.

„Vielleicht. Vielleicht auch nicht. Darüber wissen wir beide einstweilen noch herzlich wenig, lieber Freund."

Der Dekan von St. Cyprian hatte stets sehr freie — um nicht zu sagen: unorthodoxe — Ansichten offenbart und sich dadurch manche Feindschaft mit den Professoren der theologischen Fakultät zugezogen. Obgleich des Rektors Ansichten nicht immer mit denen Musgraves übereingestimmt hatten, so hatte er ihn stets gewähren lassen und ihm nie seine eigne Meinung aufzudrängen gesucht. Jetzt aber kniete er neben dem Bette nieder und betete mit lauter Stimme zu Gott für den Sterbenden. Das war eine große Kühnheit, denn der Dekan hatte sein ganzes Leben lang alles Zurschautragen von Frömmigkeit verabscheut und kein andrer hätte sich eine derartige Handlung in seiner Nähe erlauben dürfen. Dem milden, sanften Doktor Drysdale ein Wort des Vorwurfs zu sagen, war er jedoch nicht im stande, und so hörte er stillschweigend dessen Gebet an und streckte dem Rektor, als er sich von den Knieen erhob, mit dem Anfluge eines Lächelns seine Hand hin.

„Leben Sie wohl, Drysdale," sagte er. „Ich danke Ihnen für Ihren Besuch."

„Ich komme morgen wieder," entgegnete der andre.

„Morgen! Ich weiß nicht, ob Sie mich dann noch finden werden. Aber wenn Sie gerade vorübergehen und hereingucken wollen — — Für heute muß ich Sie entlassen. Ich bin todmüde."

Der würdige Doktor Drysdale verabschiedete sich von

seinem alten Freunde, aber anstatt den Heimweg einzuschlagen, begab er sich auf das nächste Postamt und sandte auf eigne Verantwortung ein Telegramm an Mr. Frederick Musgrave in London ab.

Er hätte sich die Mühe sparen können. Denn zur Zeit, als das Telegramm in Mr. Frederick Musgraves Wohnung abgegeben wurde, befand sich der junge Mann eben in Gesellschaft, und als er spät nach Mitternacht nach Hause zurückkehrte und es öffnete, war der Dekan von St. Cyprian bereits seit Stunden tot.

Zweites Kapitel.

Von dem Augenblicke an, da wir zur Welt kommen, machen wir in jeder Sekunde einen Schritt unserm Grabe entgegen. In jedem Moment verläßt ein Mensch die Welt — in jedem Moment wird ein Mensch geboren.

Es ist ein Ding der Unmöglichkeit, daß wir mit jedem trauern, dem etwas Trauriges, mit jedem jubeln, dem etwas Frohes widerfährt; thäten wir es, so bliebe uns keine Zeit zur Ausübung unsrer eignen Geschäfte und täglichen Pflichten übrig — so unaufhörlich wechselt Freude und Leid im Leben. Aber nicht selten geschieht es, daß uns für diese unsre Gleichgültigkeit eine harte Strafe zu teil wird. Wie häufig tritt der Fall ein, daß wir, ohne es zu wissen — bildlich gesprochen — auf den Gräbern unsrer eignen Freunde tanzen! Eine derartige Prüfung hatte der böse Zufall Fred zugedacht. Es war ein höchst unglückliches Zusammentreffen, daß gerade um die Stunde, da der Dekan von St. Cyprian in seinem einsamen Zimmer zu Oxford seinen letzten Seufzer aushauchte, sein Neffe sich in London bei einem heiteren Diner aufs beste amüsierte und sich in der vortrefflichsten Stimmung befand.

Die Gesellschaften im Hause des General Moore zeichneten sich stets durch heiteren Ton und angeregte Stimmung

aus. Der General sah gern fröhliche Gesichter um sich und ging seinen Gästen — was gute Laune anbetraf — stets mit bestem Beispiel voran. Ein Offizier a. D., der über ein großes Vermögen zu verfügen hat, eine reizende junge Frau und eine herrliche Besitzung in Süd-Kensington besitzt, hat alle Ursache, guter Laune zu sein. Der General liebte die Geselligkeit und seine Frau teilte diese Liebhaberei von Herzen. Mrs. Moore fiel das ganze Verdienst zu, bei den in ihrem Hause in der Cromwellstraße stattfindenden Gesellschaften immer mit richtigem Takte die zu einander passenden Gäste zusammen einzuladen und jedes störende Element davon fernzuhalten. Sie war des Generals zweite Frau und fünfundzwanzig Jahre jünger als er. Ihre Stieftochter Susie hatte eben ihr achtzehntes Jahr erreicht und war im Laufe des letzten Winters in die Gesellschaft eingeführt worden. Obgleich Mrs. Moore vier eigne kleine Kinder hatte, war sie doch eine ganz vortreffliche Stiefmutter, der Susies Wohl lebhaft am Herzen lag. Das bewies sie dadurch, daß sie zu ihren Gesellschaften stets einige junge Leute einlud, die sie als gute Partieen betrachtete, und bei Tische immer einen oder den andern von ihnen neben Susie zu placieren wußte.

Zum heutigen Diner waren zwei derartige gute Partieen eingeladen, nämlich Mr. Frederick Musgrave und Hauptmann Claughton vom vierten Garderegiment, die beide in dem kleinen Theaterstücke, das nach Tische aufgeführt wurde, eine Rolle übernommen hatten. Es hieße eigentlich nicht strenge bei der Wahrheit bleiben, wenn man Hauptmann Claughton eine gute Partie nennen wollte. Zwar hatte er eine gute Erziehung genossen und besaß ein hübsches Aeußeres; gab viel Geld aus und hatte einen ziemlich wohlhabenden Vater. Leider war er aber nicht dessen ältester Sohn und es war daher anzunehmen, daß das Geld, das der junge Gardeoffizier ausgab, nicht immer ihm selber gehörte. Mr. Musgrave dagegen war eine entschieden nicht zu unterschätzende Partie. Es war allgemein bekannt, daß er der Erbe seines Onkels, des Dekans der St. Cyprianer Universität, war,

eines kränklichen alten Mannes, der, wie Mrs. Moore von sehr glaubwürdiger Seite gehört hatte, nie mehr als die Hälfte seines Einkommens verbrauchte und alles andre zurücklegte und ersparte. Mr. Musgrave durfte man also mit gutem Gewissen ermuntern. Und in der That wurde Mr. Musgrave in so auffallender Weise ermuntert, daß er mit Blindheit hätte geschlagen sein müssen, wenn er nicht bemerkt hätte, daß man ihn vor allen andern Bekannten des Hauses auszeichnete und bevorzugte. So fand z. B. heute die dramatische Vorstellung nur statt, um Fred die Freude zu bereiten, seinen neuen kleinen Einakter aufführen zu sehen. Da er bereits ein Lustspiel geschrieben hatte, das von einer Londoner Bühne angenommen worden war und allabendlich auf ihr dargestellt wurde, so sah man klar, daß er etwas von dergleichen Dingen verstand, und übergab ihm daher auch das Amt des Regisseurs. Dadurch, daß er Susie täglich in einer Kunst unterwies, die ihr bisher fremd gewesen war, und somit häufig in ihre Nähe kam, traf man zwei Fliegen mit einer Klappe, denn erstens hatte man die Aussicht, einen höchst amüsanten Abend zu veranstalten, über den viel gesprochen werden würde, und zweitens rückte man dem Zeitpunkte, da die Stieftochter glücklich an den Mann gebracht wurde, voraussichtlich um ein beträchtliches näher.

Fred Musgrave bot alles auf, um den Abend amüsant zu machen; vielleicht war er auch nicht abgeneigt, den zweiten Wunsch seiner Wirtin zu erfüllen; jedenfalls begann er daran zu denken, und die offene Verehrung, die Hauptmann Claughton Susie zollte, bestärkte ihn noch in seinen Absichten. Der schlanke, gewandte Claughton mit seinem kurzgeschnittenen schwarzen Haar, seinem eleganten Schnurrbarte, seiner musterhaft sitzenden Uniform, seinem ihn vortrefflich kleidenden Klemmer, schlug während des Diners Miß Moore gegenüber einen Ton der Vertraulichkeit an, der den andern jungen Mann höchlichst beleidigte. Da der andre junge Mann jedoch sehr gutmütig und liebenswürdig war, blieb er trotzdem bei guter Laune und fragte sich nur im stillen, ob Miß Moore wirklich an einem der-

artigen Courmacher Gefallen finden könnte. Bald hoffte er, daß dies nicht der Fall sei, bald fürchtete er ein wenig, daß es doch möglich wäre. Und warum sollte sie auch nicht? Denn trotz seiner Abneigung gegen den jungen Offizier mußte Fred es zugeben, daß er ein sehr liebenswürdiger Bursche sei, und Susie kannte Claughton jetzt schon lange genug, um zu wissen, daß er seine Bewunderung nicht jedem weiblichen Wesen, das seinen Pfad kreuzte, darbrachte. Daß er sie bewunderte, war nur eine Huldigung, die Susie von Rechts wegen zukam; hoffentlich legte sie ihr keinen zu großen Wert bei, hoffentlich war sie zu vernünftig, um sich aus Claughtons Verehrung das mindeste zu machen.

Susie Moore besaß zwar kein Aeußeres, durch das sie den Ruhm großer Schönheit erlangen konnte, aber sie gehörte — wie ihre Stiefmutter einmal richtig gesagt hatte — „doch immerhin zu den Hübschen". „Sie hat Schick," hatte diese unparteiische Kritikerin erklärt. „Wenn man ihr Gesicht einzeln zerlegt, läßt es vielleicht manches zu wünschen übrig; aber sie hat einen reinen Teint, wunderschöne braune Augen, prächtiges Haar und einen angenehmen Ausdruck. Außerdem ist sie so echt wie Gold."

Dies letztere Lob verdiente Susie allerdings in reichem Maße. Ich hoffe, die jungen Damen, die dies Buch lesen, nehmen es mir nicht übel, wenn ich einen leisen Zweifel darein setze, daß man von einer jeden von ihnen dasselbe sagen könne, zumal keine diese Bemerkung auf sich selbst, sondern nur auf ihre Nächsten beziehen wird. Von Susie konnte man es getrost sagen — sie war in der That echt und treu wie Gold. Und vielleicht waren es eben ihre Unschuld und Ehrlichkeit, die Hauptmann Claughton, der das Leben und die Frauen längst gründlich kennen gelernt hatte, am meisten anzogen. Möglicherweise waren es auch diese Eigenschaften gewesen, die Frederick Musgraves Interesse erweckt hatten, obgleich er einen andern Charakter besaß als Claughton und bisher wenig Gelegenheit gehabt hatte, sich Menschenkenntnis zu erwerben.

Auf ihn konnte man mit gutem Rechte dieselbe Bezeich-

nung anwenden, die Susie zuerteilt wurde. Trotz seiner siebenundzwanzig Jahre war Fred noch immer harmlos und vertrauensvoll wie ein Kind. Seine Begeisterung für alles Schöne war noch so frisch, so von Herzen kommend, daß sie jeden, der einen derartigen Charakter zu würdigen verstand, wohlthuend berühren mußte. Fred glaubte noch daran, daß alle Menschen gut seien — ganz besonders die ihm nahestehenden Menschen —; für ihn war die Klage um die Schlechtigkeit der Welt eine bloße Redensart. Da er sich bei allen seinen Nebenmenschen stets großer Beliebtheit zu erfreuen gehabt hatte, so hatte er sich daran gewöhnt, seinen eignen Weg zu gehen und es der Mitwelt überlassen, sich nach demselben zu richten. Wäre sein Charakter nicht so rein und sein Gemüt nicht so gut beanlagt gewesen, so hätte die Nachsicht und Freundlichkeit, die jeder ihm darbrachte, leicht schädlichen Einfluß auf ihn haben können; so aber nahm er sie als etwas ihm Gebührendes hin, ohne sich dadurch verwöhnen zu lassen. Er lebte mit aller Welt, und selbst bis vor kurzem mit seinem wunderlichen alten Onkel in Eintracht und Frieden. Freds Aeußeres war noch anziehender als das Hauptmann Claughtons. Er war ein großer, breitschulteriger, schöner Mann mit blondem Haare und Barte, blauen Augen und regelmäßigen Zügen. Sein Talent hatte er bisher nur durch das einzige Lustspiel, mit dem er Erfolg gehabt hatte, offenbart, aber daß er welches besaß, davon waren sowohl er als auch seine Bekannten fest überzeugt.

Wenn das Leben einem so viel gute Dinge bietet, als da sind: Gesundheit, Schönheit, Kraft, Beliebtheit und ein reicher Onkel, muß man ein ganz abnormes Gemüt besitzen, wenn man sich nicht dieser Vorteile freut. Fred Musgrave besaß dies abnorme Gemüt nicht — er freute sich ihrer nach Kräften. Er freute sich des Diners bei General Moore — trotz der kleinen Sorgen, die seinen Kopf während desselben durchzogen; er freute sich der Vorbereitungen zu den Aufführungen und gab Susie, mit der er ihre Rolle gewissenhaft einstudiert hatte, noch ab und zu kleine Winke, die nicht zu vergessen er ihr dringend ans Herz legte; und

am meisten freute er sich der Aufführung selbst, die vom ersten bis zum letzten Worte ein fortgesetzter Triumph für ihn war. Zwar war Hauptmann Claughton in ihr Susies Liebhaber — das hatte sich nicht ändern lassen —, aber er war ein so schlechter Schauspieler und führte seine Rolle so mäßig durch, daß er sehr wenig Beifall und Anerkennung erntete. Fred dagegen wurde mit Lob überschüttet und bekam die schmeichelhaftesten Dinge über sein Stück zu hören. Nach dem Schlusse der Vorstellung wurde getanzt. Mrs. Moores kleine Gesellschaften wurden immer durch einen kleinen Tanz beschlossen.

„Ein reizender Kerl, dieser junge Musgrave!" bemerkte ein alter Herr, der eben neben der Generalin stand und lächelnd dem Tanze zuschaute. „Man bekommt nicht alle Tage eine so glückliche Vereinigung von inneren und äußeren Vorzügen zu Gesicht. Wie schade, daß er sich nicht dazu entschließen kann, einen richtigen Beruf zu erwählen!"

„O," erwiderte Mrs. Moore, „er scheint mir im stande zu sein, sich vollauf zu beschäftigen. Aber er wird es voraussichtlich nie nötig haben, sein Geld selber zu verdienen."

Mrs. Moores Freund, ein Mann, der ein erfahrungsreiches Leben hinter sich hatte, lächelte ungläubig. „Soviel ich weiß, ist er von seinem Onkel, dem Dekan Musgrave, dem unangenehmsten, unverträglichsten alten Unholde, den die Erde trägt, vollständig abhängig. Wie, wenn es sich dieser Onkel nun einfallen ließe, ihm einen Strich durch die Rechnung zu machen und sein Vermögen einem anderen Verwandten zu hinterlassen!"

„Das wird er sich nicht beigehen lassen!" versicherte die Generalin ganz erschreckt.

„Sagen Sie das nicht mit solcher Bestimmtheit. Alte Leute sind wunderlich," erwiderte der andre. „Ich selber hatte einen Onkel, der sich mit sechsundsechzig Jahren verheiratete, und wollen Sie es glauben, daß der Mann noch drei Kinder bekam, ehe er starb? Natürlich hinterließ er ihnen sein ganzes Geld, obgleich er seit Jahren die Gewohnheit gehabt hatte, den Sommer in unserm Hause zu verbringen

und über die Küche zu räsonnieren. Uebrigens ist mir so, als hätte ich einmal gehört, der alte Musgrave habe einen verlornen Sohn gehabt, den er vor vielen Jahren aus seinem Hause verjagt hätte."

„Mir ist etwas derartiges nie zu Ohren gekommen," antwortete Mrs. Moore. „Ich weiß nichts davon, daß er je Kinder gehabt hat."

„Doch, doch! Wie ist mir denn? Es war ja kein verlorner Sohn, sondern eine verlorne Tochter! Ja, ja — jetzt weiß ich es ganz genau — es war eine Tochter!"

Mrs. Moore machte im Geiste Notiz von dieser Mitteilung. Sie wußte herzlich wenig von Mr. Musgrave und seinen Verhältnissen, und doch mochte es ihr möglicherweise nächstens zur Pflicht werden, Erkundigungen danach einzuziehen.

Unterdessen tanzte Fred, der von den Wolken, die andre an seinem Horizonte heraufziehen sahen, keine Ahnung hatte, vergnügt mit der hübschen Susie Moore, und nachdem der Tanz vorüber war und beide sich in den an das Ballzimmer stoßenden kleinen Salon begeben hatten, begann Susie in der Unschuld ihres Herzens sich nach Freds Lebensweise, nach seinem Thun und Treiben, nach seinen Zukunftsplänen, über die sie ebensowenig unterrichtet war als ihre Mutter, zu erkundigen. Fred war dies Verhör nicht unangenehm; er hatte nichts zu verheimlichen, und es freute ihn, Miß Moore ein derartiges Interesse an seiner Zukunft nehmen zu sehen.

„Mein höchster Ehrgeiz," teilte er ihr mit, „ist der, ein berühmter dramatischer Dichter zu werden. Meiner Ansicht nach ist dieser Ehrgeiz zu loben — leider aber denkt mein Onkel in dieser Beziehung anders als ich."

„Ihr Onkel und Sie sind wohl häufig verschiedener Meinung?" fragte das junge Mädchen.

„Das kann ich eigentlich nicht behaupten; wir werden ganz ausgezeichnet miteinander fertig. Ob wir verschiedener Meinung sind oder nicht — das ist mir oft selber nicht klar, da mein Onkel grundsätzlich — aus Lust am Wider-

spruch — widerspricht, was man auch behaupten mag. Es würde ihm das Herz brechen, jemand zuzugeben, daß er mit ihm in irgend einer Beziehung übereinstimme. Was nun meine schriftstellerische Thätigkeit betrifft, so mißbilligt er sie im höchsten Grade — aber das ist eben nichts Seltenes bei ihm. Ich glaube, wenn man mir den Posten eines Premierministers anböte und ich ihn annähme, so würde er selbst damit nicht zufrieden sein."

„Ist Ihnen durch diese seine Charaktereigentümlichkeit das Zusammenleben mit ihm nicht sehr verleidet worden?"

„O nein. Ich bin an seine Art gewöhnt und lasse ihn ruhig gewähren. Er ist nun einmal so und nicht anders. Ab und zu haben wir natürlich auch einmal einen kleinen Streit — augenblicklich sind wir gerade mitten in einem solchen —, aber derartige Zwischenfälle gehen gewöhnlich rasch vorüber und dann sind wir wieder ganz gute Freunde wie vorher."

„Damit wollen Sie wahrscheinlich sagen, daß Sie schließlich doch immer thun, was er will, nicht wahr?"

„Wenigstens fast immer. Mir ist unterdessen gewöhnlich der Wunsch vergangen, etwas zu thun, was er mißbilligt."

„Er muß aber doch sehr gut gegen Sie gewesen sein," bemerkte Susie nach kurzem Nachdenken. „Sie scheinen doch nur Ihrem Vergnügen zu leben."

„O, Miß Moore, wie grausam sind Sie, mir etwas derartiges zu sagen! Nichts Widerwärtigeres als ein Mann, der nur seinem Vergnügen lebt. Sehen Sie, ich genieße alles, was sich mir bietet, aber deshalb ist mir der Genuß doch nicht Lebenszweck. Meine Vergnügungen sind sehr harmloser und unschuldiger Natur. Ich spiele in meinen Mußestunden Cricket; ich liebe die Jagd und nehme daher Einladungen dazu sehr gern an; ich übernehme gern eine Rolle in einem kleinen Theaterstücke — das ist doch gewiß nichts Schlimmes, nicht wahr?"

„Nein. Ich wollte Sie nicht kränken. Ich wollte nur

sagen, daß Sie mit Ihren vielen Talenten meiner Ansicht nach weit mehr leisten könnten, als Sie in Wirklichkeit thun."

„Ich verstehe Sie. Sie wollen mir sagen, daß ich keinen rechten Beruf habe. Gestatten Sie, daß ich Ihnen eine ausführliche Antwort auf diesen Vorwurf gebe! Nachdem ich mein Abiturientenexamen abgelegt hatte, fragte mein Onkel mich, welche von den — seiner Ansicht nach — eines Gentleman würdigen Karrieren ich einmal einzuschlagen beabsichtige. Darunter verstand er nur eine sehr geringe Auswahl. Seemann zu werden war natürlich etwas ganz außer Frage Stehendes; es blieben also nur: die Armee, die Kirche, die Rechte und die Diplomatie übrig. Ich entschied mich für die Armee. Er war nicht sehr erbaut von dieser Wahl und wußte sie mir rasch zu verleiden. Zur Diplomatie eignete ich mich nicht, da ich wenig Sprachtalent besitze; zum Geistlichen hatte ich nicht die mindeste Neigung, und so fügte ich mich denn endlich meines Onkels Wunsch und begann Jura zu studieren. Aber dies Studium war mir von Anbeginn an verhaßt. Es ist so trocken und langweilig. Leider habe ich von früher Jugend an ein ausgesprochenes Dichtertalent in mir gespürt, und da sich dies Talent nicht unterdrücken ließ, so begann ich, anstatt ordentlich die Rechte kennen zu lernen, Theaterstücke zu schreiben. Meiner Ansicht nach ist das eine ebensogut ein Beruf, als das andre. Aber mein Onkel will das nun einmal nicht einsehen."

„Da ist er wohl jetzt sehr erzürnt auf Sie?"

„O, er sagt, er hätte sich noch nie in seinem Leben so sehr über jemand geärgert, als jetzt über mich; aber das ist eine bloße Redensart. Er war sicherlich schon zahllose Male ebenso zornig und enttäuscht, und wird es bis zu seinem Todestage noch recht oft sein."

Susie lachte. „Der arme, alte Mann! Thäten Sie nicht aber doch gescheit daran, sich dem, was er gern sieht, zu fügen?"

„Das ist ein Ding der Unmöglichkeit, da bisher noch niemand entdeckt hat, was mein Onkel wirklich gern sähe.

Weit lieber möchte ich alles thun, was Sie gern sähen, Miß Moore."

„Ich? O, ich bin ja nicht Ihr Onkel."

„Nehmen wir einmal an, Sie seien meine Tante und erteilen Sie mir als solche einen Befehl. Sie sollten sehen, welch ein gehorsamer Neffe ich unter Umständen sein kann."

Susie lehnte die ihr zugeschriebene Verwandtschaft lachend ab, aber da Fred sie dringend bat, ihm ihre Ansicht über seine Handlungsweise offen zu sagen, gab sie zu, daß sie eigentlich völlig seiner Meinung sei. Jeder Mensch müsse nur das thun, wozu er Neigung und Beruf in sich verspüre, und wenn man ihm das höchste Amt im Reiche anböte und er einsähe, daß er sich nicht dazu eignete, so sollte er darauf verzichten und einen einfachen Beruf, der ihm zusagte, erwählen.

Das Gespräch begann eine gefährliche Wendung zu nehmen, und wenn Fred, als er die Gesellschaft verließ, Susie Moore seine Liebe trotzdem nicht offen erklärt hatte, so lag es einfach daran, daß er ein gewissenhafter junger Mann war, der einsah, daß er einen solchen Schritt nicht thun dürfe, ohne seines Onkels Erlaubnis dazu eingeholt zu haben. Aber durch die Blume hatte er ihr dennoch angedeutet, was er für sie fühlte, und seine Andeutungen hatten Susie sichtlich nicht unangenehm berührt. Als Fred daher jetzt seiner Wohnung in St. James zuschritt, pfiff er eine lustige Melodie vor sich hin und sah lauter Bilder einer glücklichen, sonnigen Zukunft sich umschweben. Er war fest entschlossen, gleich am nächsten Tage nach Oxford zu reisen und sich mit seinem Onkel zu versöhnen, was sicherlich kein schweres Stück Arbeit sein würde. Der alte Mann hatte ihm schon häufig gezürnt und war, sobald Fred den ersten Schritt zur Versöhnung that, immer geneigt gewesen, seinem Neffen zu vergeben. Ja, Fred hegte die feste Ueberzeugung, daß er zu seines Onkels Glück oder Behaglichkeit dringend notwendig sei, und daß der schreckliche alte Mann durch ihre Entfremdung weit mehr litte, als er selber. „Ich werde ihm wahrscheinlich einige Zugeständnisse machen müssen," über-

legte er im stillen. „Vielleicht verlangt er, daß ich noch ein Jahr lang studiere — auch den Gefallen will ich ihm thun. Mir bleiben ja immer noch Mußestunden, um Dramen zu schreiben. Daß es, sobald ich von meinen Heiratsplänen zu sprechen anfange, eine schreckliche Scene geben wird, weiß ich im voraus, aber er wird sich wieder beruhigen und zu der Einsicht gelangen, welch ein Glück es ist, daß meine Wahl auf Miß Moore fällt. Die Familie Moore ist weit und breit sehr geachtet — er kann nichts gegen sie einzuwenden haben."

Er stürmte die Treppe zu seiner Wohnung hinan und trat ins Wohnzimmer. Da gewahrte er das Telegramm des Rektors, das seit sechs Stunden auf dem Tische lag und seiner wartete.

„Komm so schnell als möglich her. Dein Onkel ist gefährlich erkrankt."

Der junge Mann war mit einem Schlage ernüchtert und zugleich im höchsten Grade erschreckt. Er hatte keine Ahnung davon gehabt, daß sein Onkel leidend sei, und die Nachricht traf ihn daher völlig unvorbereitet. Leider konnte er dem Rufe nicht sofort Folge leisten. Der erste Zug nach Oxford ging erst fünf Uhr dreißig Minuten ab und die nächste Turmuhr verkündete eben erst die dritte Morgenstunde. Da es nicht mehr der Mühe lohnte, sich ins Bett zu legen, so kleidete der junge Mann sich um, packte die für eine kleine Reise notwendigen Sachen zusammen und setzte sich dann mit seiner Cigarre aufs Sofa nieder. Sein Temperament war ein sehr glückliches und neigte immer mehr zur Hoffnung als zur Furcht. Daher gab Fred sich auch jetzt der sicheren Ueberzeugung hin, er würde seinen Onkel schon wieder ganz hergestellt und gesund antreffen. Trotzdem that ihm der kurze Aufschub herzlich leid. Sein Onkel konnte daraus den Schluß ziehen, Fred sei herzlos und völlig gleichgültig gegen die Gesundheit dessen, dem er so unsäglich viel verdankte. Wie gut er dem alten Manne war, das sah er jetzt plötzlich klarer denn je ein. Wer weiß, ob er ihn nicht weit mehr liebte, als der alte Mann glaubte oder mit

Gegenliebe vergalt. Aber derartige Gefühle kann man nicht abwägen und abmessen. Das Geheimnis von des Dekan Musgraves Liebe oder Abneigung blieb in seinem Innern verschlossen und ging mit ihm ins Grab hinab.

Drittes Kapitel.

Es war noch früh am Morgen, als Fred Musgrave in Oxford anlangte und den Weg vom Bahnhof nach der Universität, in der sein Onkel eine stattliche Reihe von Jahren mehr gefürchtet als geliebt worden war, zurücklegte. Das mächtige alte Gebäude hob sich düster von dem trüben grauen Märzhimmel ab; die weiche Steinmasse, aus der die meisten Häuser in Oxford gebaut sind, war an verschiedenen Stellen abgebröckelt und machte einem phantastischen Beobachter unwillkürlich den düsteren Eindruck von Verfall und Tod. Fred Musgrave aber war kein Phantast, er dachte an nichts weiter, als daß es ein sehr kalter Morgen war und daß er sich auf das warme Eßzimmer seines Oheims freute. Selbst die an allen Fenstern herabgelassenen Vorhänge flößten ihm keine Besorgnis ein; an einem Wintermorgen ist es ganz natürlich, daß um halb acht Uhr die Fenstervorhänge noch nicht zurückgezogen sind.

Es war daher ein großer Schreck für ihn, als der Diener Williams mit sehr langem Gesichte die Thür öffnete und auf Freds Frage nach des Dekans Befinden antwortete: „Es ist leider alles vorüber, junger Herr. Alles vorüber. Der Herr Dekan ist gestern abend bald nach elf Uhr sanft eingeschlafen, junger Herr.“

Die Haushälterin bestätigte unter Seufzern und Thränen seine Aussage. Weder sie noch der Diener hatten ihren verstorbenen Herrn sonderlich geliebt — es wäre ein Ding der Unmöglichkeit gewesen, das zu thun — aber wenn der Herr des Hauses stirbt, so ist es natürlich, daß man ein

trauriges Gesicht macht und seufzt, selbst wenn der Verstorbene ein alter Mann und ein Tyrann gewesen ist. Freds Trauer dagegen war aufrichtig, von Herzen kommend, obgleich er nicht im stande war, gleich Worte dafür zu finden.

„So unerwartet!“ rief er betrübt.

„Das kann man nicht eigentlich sagen, junger Herr,“ warf die Haushälterin ein, indem sie an ihren schwarzen Haubenbändern zupfte. „Seit drei Tagen hatte ich alle Hoffnung aufgegeben, und als der Doktor gestern früh hier war, sagte auch er mir, daß an Aufkommen nicht mehr zu denken sei.“

„Warum riefen Sie mich nicht telegraphisch herbei?“

„Ich wagte nicht, es zu thun, denn ich wußte nicht, ob es dem Herrn Dekan recht gewesen wäre. Vorgestern sagte ich zu Williams — nicht wahr, Williams, Sie wissen doch noch? —: ‚Was meinen Sie, müssen wir nicht nach Mr. Frederick telegraphieren?‘ sagte ich. Williams war ganz meiner Meinung. Aber sehen Sie, junger Herr, ich getraute mich nicht, es dem Herrn Dekan zu sagen. Als Mr. Breffit gestern hier war, sprach ich mit ihm darüber, aber auch er meinte, es sei eine gewagte Sache, auf eigne Hand zu handeln. ‚Meinethalben thun Sie es,‘ sagte er, ‚aber es kann unter Umständen,‘ sagte er — —“

„Was Mr. Breffit gesagt hat, ist mir sehr gleichgültig,“ unterbrach Fred, dem nichts daran lag, die Einzelheiten des Gesprächs zu hören, sie kurz; „das Resultat bleibt dasselbe: nämlich, daß ich durch Ihre Schuld daran verhindert worden bin, von meinem Onkel Abschied zu nehmen.“

„Das thut mir herzlich leid, herzlich leid, junger Herr,“ erwiderte Mrs. Simpson in sehr beleidigtem Tone.

Auch der Diener sprach sein aufrichtiges Bedauern darüber aus und setzte hinzu, daß Mrs. Simpson vollständig unschuldig an dieser Unterlassungssünde sei. Mr. Fred hätte den alten Herrn gut genug gekannt, um zu wissen, daß jeder Diener, der sich erlaubt hätte, dem Dekan einen derartigen Vorschlag zu machen, auf der Stelle entlassen worden wäre.

Mr. Fred wußte es. Ebenso genau wußte er, daß sowohl Williams als Mrs. Simpson bei weitem freundschaftlichere Gefühle für ihn hegten, als sie sie je für den alten Mann, der ihnen hohen Lohn gezahlt, sie aber sonst wie Sklaven behandelt hatte, empfunden hatten. „Ich sehe es ein," sagte er nach kurzem Ueberlegen, „daß Sie nicht anders handeln konnten; es thut mir nur leid, daß Doktor Drysdale nicht eher daran dachte, an mich zu telegraphieren."

Dann erkundigte er sich nach der Krankheit seines Onkels, nach ihren Einzelheiten, und dann — da wir, was auch geschieht, essen müssen — setzte er sich an den Eßtisch nieder und nahm sein Frühstück ein.

Nachdem er es beendet hatte, begab er sich hinauf und blickte zum letztenmal in das ernste, ruhige Gesicht, das ihn nie so unfreundlich und schrecklich gedünkt hatte, als die meisten andern Menschen es stets fanden. Sein Onkel war nie sein Freund, nie sein Vertrauter gewesen; nie hatte Fred sich eines Liebeswortes oder einer Liebkosung von ihm zu erfreuen gehabt, aber trotzdem konnte und wollte der junge Mann es nicht vergessen, daß er alles, was er war und besaß, dem Dahingeschiedenen verdankte. Er erinnerte sich des Tages noch gar wohl, an dem er als fünfjähriger Knabe zum erstenmal vor den gefürchteten Verwandten hingetreten war und von ihm die in kühlem Tone gemachte Mitteilung erhalten hatte, daß er von jetzt ab für ihn sorgen und ihn erziehen wolle, vorausgesetzt, daß Fred sich gut betrage und ihm nie Schande bereitete. Wie oft hatte Fred sich die Frage vorgelegt, was wohl aus ihm geworden wäre, wenn der Dekan sich seiner nicht angenommen hätte. Er war eine arme Waise gewesen und hatte nicht einen Verwandten in der weiten Welt besessen. Sein Vater, der als Kaufmann und Besitzer eines Porzellanwarengeschäfts ein ziemlich großes Vermögen erworben hatte, verlor durch eine unglückliche Spekulation alles, was er besaß, und starb am nämlichen Tage, da sein Bankerott öffentlich bekannt gemacht wurde, am Herzschlage. Da hatte der Dekan der St. Cyprianer Universität, der seit dem Tage,

da sein Bruder Kaufmann geworden war, alle Beziehungen zu ihm abgebrochen hatte (seinen Begriffen nach war der Kaufmannsberuf eines Gentleman und eines Musgrave unwürdig), sich des einzigen Sohnes seines Bruders erinnert, ihn zu sich genommen und so erzogen, als wenn er sein eignes, leibliches Kind gewesen wäre. Er war keine zärtliche Natur; er verwöhnte den jungen Burschen nicht durch Geschenke; er bezeigte wenig Teilnahme an seinen Interessen, aber er ließ es ihm an nichts fehlen; er duldete ihn bei sich, er vertrug sich mit ihm, und das war etwas, was er noch mit keinem lebenden Wesen, mit Ausnahme des Rektors der Universität, gethan hatte.

Fred hatte sich — außer in gymnastischen Uebungen — wenig in der Schule und auf der Universität ausgezeichnet; aber er war fleißig gewesen, hatte sich stets gesittet und manierlich betragen und nie Schulden gemacht. Die ab und zu vorgekommenen Zwistigkeiten mit seinem Onkel hatten gewöhnlich ihren Grund in ganz unbedeutender Meinungsverschiedenheit gehabt und fast immer damit geendigt, daß der junge Mann dem Alten den Willen that — oder sich doch den Anschein gab, es zu thun. Dabei hatte er sich stets so gutmütig und liebenswürdig benommen, daß der alte Mann ihm nie lange hatte zürnen können. Für Fred waren diese kleinen Zänkereien allmählich mehr amüsant als ärgerlich geworden. Er hatte sich daran gewöhnt und brachte ihnen mit der Zeit ein gutes Teil Geduld und Langmut entgegen. Er hatte den Charakter seines Onkels verstehen gelernt; ob aber sein Onkel dem seinigen dasselbe Verständnis entgegenbrachte, war eine Frage, die wir dahingestellt sein lassen wollen.

Nun war alles vorüber. Der arme Waisenknabe von ehemals war plötzlich nicht nur sein eigner unumschränkter Herr, sondern auch der Besitzer eines großen Vermögens geworden. Er schämte sich vor sich selber, daß ihm dieser Gedanke sofort in den Sinn kam und sich nicht vertreiben lassen wollte. Daß er der einzige Erbe seines Onkel war, daran zweifelte er keinen Augenblick; wer sollte es sonst

sein? Und an diesen Gedanken knüpfte sich selbstverständlich sogleich der, daß ihn fortan nichts abhielt, sich um Susie Moore zu bewerben.

Im Augenblicke, da ein König seinen letzten Atemzug gethan hat, nimmt sein Nachfolger Feder und Papier und schreibt seinen Erlaß an das Volk. Das Herkommen verlangt es, daß er es thut und daß er darin seinem Schmerze um den Toten Ausdruck gibt; aber trotzdem enthalten solche Erlasse, wenn man sie genau betrachtet, nichts weiter als die Mitteilung: „Ich mache die Mitteilung, daß ich den Thron bestiegen habe. Ich lebe hoch!“ Im Privatleben geschehen ähnliche Dinge, die sich nun einmal nicht umgehen lassen. Dem Lebenden gehört die Welt, er muß seine neuen Pflichten, seine Verantwortlichkeiten und Vorteile ins Auge fassen und man darf einen Erben, dessen Kummer mit einer seltsamen Erregung, die fast der Freude gleicht, gemischt ist, nicht zu hart beurteilen. Fred gab sich alle Mühe, derartige unkindliche Gefühle zu unterdrücken und sich nur dem Schmerze um den Verlust seines Wohlthäters hinzugeben. Ob es ihm gelang, seinen guten Vorsatz auszuführen, blieb trotzdem zweifelhaft. Im Laufe des Vormittags erschien der Rektor, um ihm sein Beileid auszusprechen.

„Mein lieber Sohn,“ sagte der alte Mann, „du glaubst nicht, wie sehr, sehr leid es mir thut — schrecklich leid — wenn du doch zur Zeit gekommen wärest! Ich mache mir selber Vorwürfe, daß ich dich nicht eher gerufen habe; aber ich gebe dir mein Wort, daß ich bis gestern nachmittag keine Ahnung davon hatte, wie schlecht es mit meinem armen Freunde stand. Sobald ich das erkannte, telegraphierte ich nach dir; leider Gottes zu spät. Wenn du ihn noch lebend angetroffen hättest, hätte er dir sicher vergeben — sicherlich. Ich will damit nicht sagen, daß du dir besondere Vorwürfe zu machen hättest; es ist, weiß Gott, kein Verbrechen, ein Lustspiel zu schreiben. Aber ...“

„Ich glaube nicht, daß mein Onkel mir im Grunde des Herzens wirklich böse war,“ erwiderte der junge Mann

ein wenig verwundert. „Aber selbst wenn er mir gezürnt hat, so bin ich doch fest überzeugt, daß er mir vor seinem Tode vergeben hat.“

„Vielleicht — hoffen wir es,“ antwortete Doktor Drysdale, der die Absicht gehabt hatte, mehr zu sagen, sie aber offenbar änderte. Es war ja möglich, daß der Dekan sein beabsichtigtes Testament nicht mehr zu Papier gebracht, oder daß er es noch in letzter Stunde widerrufen hatte. Jedenfalls war es, da die Thatsache früher oder später ans Tageslicht kommen mußte, das Gescheiteste, einstweilen zu schweigen. Er begnügte sich daher mit einigen frommen Redensarten über die Unsicherheit aller irdischen Dinge und mit Entschuldigungen über seines toten Freundes Eigenart, die Fred ein wenig überflüssig dünkten.

Das ganze Verhalten des Rektors war ihm ein Rätsel. Hatte derselbe die Absicht, ihm Vorwürfe zu machen, daß er seinem Onkel gegenüber bis zuletzt trotzig und hartnäckig auf seinem Stücke bestanden hatte? Wenn Fred die Vorwürfe auch nicht ganz ungerechtfertigt finden konnte, so dünkte ihn doch die Zeit, sie zu erteilen, ein wenig schlecht gewählt. War es denn ein Verbrechen, ein Drama zu schreiben? Freilich, hätte er eine Ahnung gehabt, daß es der letzte Wunsch seines Wohlthäters sein sollte, ihn eine andere Karriere einschlagen zu sehen, so hätte er ihm doch wohl willfahrt und nicht seinen Willen durchzusetzen gesucht. Es ist die Pflicht jedes Menschen, sich den Wünschen seiner Wohlthäter zu fügen, das sah Fred jetzt plötzlich klar ein, und nachdem Doktor Drysdale ihn verlassen hatte und der junge Mann sich allein befand, sagte er sich seufzend, daß sein Gewissen ihm sicherlich noch lange Zeit Vorwürfe machen und keine Ruhe lassen würde.

Es gab in den nächsten Tagen so viel für ihn zu thun, daß Fred wenig Zeit hatte, über sich selber nachzudenken. An jedem Morgen sandte ihm Mr. Breffit einen schriftlichen Rat, eine Instruktion, und am Begräbnistage erschien der Rechtsanwalt in Person und brachte den Bruder von des Dekans verstorbener Frau mit, einen Sir James Le Breton,

ehemaligen indischen Beamten, mit dem der Dekan, obgleich oder vielleicht weil er ihn nie gesehen hatte, auf ziemlich freundschaftlichem Fuß geblieben war. Auf Mr. Bressits Veranlassung hatte Sir James eine Einladung erhalten, seinem Verwandten die letzte Ehre zu erweisen.

Fred und er waren die einzigen Leidtragenden, die der Dekan hinterließ. Trotzdem war das Begräbnis sehr prunkvoll und das Gefolge sehr zahlreich. Eine Menge hervorragender Gelehrter und Männer der Wissenschaft war aus London herübergekommen, aber sie zeigten es alle, daß sie nur einer Pflicht hatten genügen wollen, und machten sich, sobald die Feier vorüber war, zumeist eilends wieder auf den Heimweg. Nur einige wenige nahmen in des Dahingeschiedenen Wohnung noch ein Frühstück ein, und nachdem auch diese sich verabschiedet hatten, sagte Bressit mit feierlicher, ernster Miene, daß es nun wohl an der Zeit sei, das Testament zu verlesen.

Der Rektor und Sir James Le Breton waren zu Testamentsvollstreckern ernannt und sollten für diesen dem Toten geleisteten Dienst als Zeichen der Erkenntlichkeit die Summe von je hundert Pfund Sterling erhalten. Die wertvolle Bibliothek des Testators war der St. Cyprianer Universität vermacht worden; die Diener erhielten ansehnliche Legate; dann verkündigte Mr. Bressit nach einer Pause mit einem Seufzer, daß „mein Neffe Frederick Musgrave" die Summe von zehntausend Pfund Sterling erben sollte, und daß das ganze übrige Vermögen an barem Gelde und Grundbesitz „meiner Tochter Laura Fenton", und im Falle von deren Tode dem nächsten lebenden Verwandten zufallen sollte.

Ob für gewöhnlich der Beruf eines Anwalts unterhaltend ist, hängt natürlich davon ab, was man für einen Begriff mit dem Worte unterhaltend verbindet; mögen nun aber auch die Pflichten eines Anwalts im allgemeinen etwas langweilig sein, so können sie doch gelegentlich dadurch etwas belebt werden, daß sie wirklich dramatische Situationen schaffen, und man wird Herrn Bressit nicht jede Befriedigung mißgönnen, die er vielleicht darüber empfand, seine Zuhörer

förmlich verblüfft zu haben. Sir James Le Breton, ein magerer, weißhaariger, alter Herr, der sich über das ihm zugefallene Amt des Testamentsvollstreckers nicht sonderlich gefreut und sich darüber nur mit dem Gedanken an die dafür in Aussicht gestellten hundert Pfund Sterling getröstet hatte, sprang auf und rief: „Da schlage das Wetter drein! Seine Tochter, Laura Fenton! Ich habe mir immer eingebildet, diese reizende Nichte sei seit Jahren gestorben und verdorben."

Freds Erstaunen und Verwunderung waren noch größer, da er bisher keine Ahnung von der Existenz einer Person dieses Namens gehabt hatte. Er saß mit offenem Munde da und sprach kein Wort.

„Ich bin über ihre Person und über ihren Aufenthalt völlig im Dunkeln," sagte Mr. Breffit. „Als der Dekan Musgrave mir zum erstenmal die Ehre erwies, unter meinem Beistande ein Testament zu verfassen, war seine Tochter lange verheiratet, und er dachte nicht im entferntesten daran, ihr etwas zu hinterlassen. Er erwähnte ihrer kaum mir gegenüber. Aus andrer Quelle erfuhr ich indes, daß des Dekans einzige Tochter vor etwa zwölf Jahren eine Ehe schloß, zu der ihr Vater seine Einwilligung versagte, daß er seitdem jede Verbindung mit ihr abbrach und daß sie und ihr Gatte gleich nach ihrer Verheiratung nach Neuseeland auswanderten. Wenn sie noch am Leben ist, so ist sie vermutlich in Neuseeland."

Sir James Le Breton rieb ungeduldig sein linkes Ohr und meinte: „Wie, zum Teufel, sollen wir die Frau jetzt herschaffen?" Worauf Mr. Breffit bemerkte: „Dafür haben wir Zeitungen, mein Verehrtester."

Der Rektor, der bisher geschwiegen hatte, sagte in entschuldigendem Tone, daß es niemand zu verargen sei, wenn er seiner Tochter zürne, weil sie gegen seinen Willen mit ihrem Musiklehrer davongelaufen sei, daß er es aber wohl begreifen könne, wie ein Mann am Rande des Grabes vor allen Dingen noch einmal auf die Stimme der Vaterliebe und dann erst auf — auf andere Pflichten geachtet habe u. s. w.

Mr. Breffit war andrer Ansicht. Es lag ihm fern, die Handlungsweise seines verstorbenen Klienten einer Kritik zu unterziehen, aber er konnte doch die Bemerkung nicht zurückhalten, daß ihm nie ein unbeugsamerer, härterer Charakter begegnet sei, als der Dekan. Damit war die Sache erledigt. Ein kurzes Stillschweigen trat ein. Dann erhoben die Anwesenden sich, um das Zimmer zu verlassen. Der Rektor klopfte Fred mit teilnehmender Miene auf die Schulter; da man aber in derartigen Momenten selten ein passendes Trosteswort findet, so verabschiedete er sich schweigend von ihm und drückte ihm beim Hinausgehen nur noch einmal ernst und wehmutsvoll die Hand.

Mr. Breffit war weniger zartfühlend. Er hatte bei seinen häufigen Besuchen in des Dekans Hause Fred näher kennen gelernt und ihn lieb gewonnen. Zwischen dem Rechtsanwalt und dem mutmaßlichen Erben des Dekans hatte sich ein ausgesprochen freundschaftliches Verhältnis entsponnen. Als beide jetzt allein waren, bemerkte Mr. Breffit daher offenherzig: „Weiß Gott, es ist eine Sünde und Schande! Das hätte ich ihm auch geradeswegs ins Gesicht gesagt, wenn ich mir den mindesten Erfolg von meinen Worten versprochen hätte. Aber Sie wissen ebensogut wie ich, daß Ihr Onkel ein Mensch war, bei dem guter Rat nie Zugang fand.“

„Ich sehe es nicht ein, daß sein Thun eine Sünde und Schande ist,“ sagte Fred. „Da er eine Tochter hatte, finde ich es natürlich, daß er zuerst für sie sorgte und erst in zweiter Reihe meiner gedachte. Was mich allein in Erstaunen setzt, ist der Umstand, daß weder er noch sonst jemand mir gegenüber der Existenz dieser Tochter je Erwähnung gethan hat.“

Der Rechtsanwalt zuckte die Achseln. „Das geschah deshalb, weil jeder sie als tot für ihn betrachtete, und er mutmaßlich seit Jahren diese Ansicht teilte. Außerdem liebte Ihr Onkel es nicht, über seine Familienangelegenheiten zu sprechen. Offen gesagt, ich hatte mehr als einmal den Gedanken, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß Sie möglicherweise nicht sein Erbe sein könnten, wie jeder es

voraussetzte, aber da ich für meinen Verdacht keinen genügenden Grund hatte, so hielt ich es für das beste, zu schweigen und mich nicht in Dinge zu mengen, die mich nichts angingen."

„Sie thaten recht daran," erklärte Fred. „Derartige Mitteilungen versetzen einem den Atem, aber ich kann mich im Grunde nicht beklagen. Zehntausend Pfund Sterling sind ein schönes rundes Sümmchen."

„Ist das wirklich Ihre Ansicht? Glauben Sie wirklich von den Zinsen von zehntausend Pfund Sterling leben zu können? Bilden Sie sich etwa ein, bisher von einem derartigen Einkommen gelebt zu haben?"

„Darüber habe ich noch nie nachgedacht. Mein Onkel gab mir eine Jahresrente von dreihundert Pfund Sterling."

„Als Taschengeld. Und bezahlte alle Ihre übrigen Ausgaben."

„Das ist wahr. Er bezahlte alles, was ich brauchte. Aber falls es mir gelänge, mein Geld zu fünf Prozent zu verzinsen . . ."

„Kein Gedanke! Welcher Mensch gibt Ihnen jetzt fünf Prozent? Und Sie haben nicht einmal einen Beruf, der seinen Mann ernährt! Ich sage es Ihnen ganz offen: Wäre ich nicht fest überzeugt davon, daß Ihre Cousine, Mrs. Fenton, längst tot ist, so würde ich Ihre Lage augenblicklich für sehr kritisch halten."

„Warum sollte meine Cousine nicht leben und sich ihres Lebens freuen?"

„Einfach darum, weil sie seit zwölf Jahren nichts von sich hat hören lassen. Ueberlegen Sie es selbst! Ein Mädchen heiratet einen Musiker, der sicherlich kein großer Meister in seiner Kunst ist, denn dann würde er nicht auswandern und sein Glück in einem andern Weltteil versuchen. Sie ist das einzige Kind eines reichen Mannes — vergessen Sie es nicht, daß der Dekan eine Menge wohlhabender Verwandter beerbte und für seine Person so gut wie gar nichts brauchte, daß sein Vermögen mithin von Jahr zu Jahr größer wurde. Meiner Berechnung nach beläuft es sich jetzt mindestens auf

zweimalhunderttausend Pfund Sterling. Nun frage ich Sie: Ist es unter solchen Umständen anzunehmen, daß eine Frau eine solche Reihe von Jahren hätte vorübergehen lassen, ohne auch nur den Versuch zu machen, die Verzeihung ihres Vaters zu erlangen?"

„Sie mögen recht haben. Ich will nur sehen, ob es Ihnen wirklich gelingt, sie auszugraben."

„Ich hoffe, daß sie dazu zu tief unter der Erde liegt. Selbstverständlich werde ich indes alles aufbieten, um sie zu entdecken, und ich will nur hoffen, daß unsre Bemühungen den Erfolg haben werden, daß uns über kurz oder lang von irgend einem Orte der Totenschein der Frau Laura Fenton, geborene Musgrave, zugeschickt wird."

„Ich danke Ihnen für Ihr freundliches Interesse an meinem Ergehen. Aber es kommt mir wie eine Sünde vor, meine Hoffnungen auf den Tod der Armen zu bauen. Meinethalben mag sie leben und sich noch recht lange ihrer Erbschaft freuen!"

„Machen Sie sich für alle Fälle auf diese Möglichkeit gefaßt. Und wenn Sie meinen Rat befolgen wollen, so erwählen Sie in der Zwischenzeit einen andern Beruf. So schön das dichterische Talent ist, hat es noch nie seinen Mann ernährt, und es hat wohl keinen Dichter gegeben, der nicht sein Leben lang gedarbt und gehungert hätte. Sehen Sie, wir Juristen kommen auch nicht allzu rasch auf einen grünen Zweig — aber allmählich gelingt es uns doch fast immer, etwas zurückzulegen; ein Dichter dagegen — — es ist nun einmal ein unsicherer Beruf; sehen Sie das nicht ein?"

In diesem Punkt fand gutgemeinter Rat bei Fred jedoch taube Ohren.

Viertes Kapitel.

Fred Musgraves Herz hatte nie sonderlich am Geld gehangen. Er hatte nie Schulden gemacht; ob das aber sein Verdienst war, oder ob sein Onkel diese Sünde durch seine reichen Geldgeschenke und einen ansehnlichen Jahresgehalt verhindert hatte, müssen wir dahingestellt sein lassen. Mr. Breffits Annahme, daß der junge Mann, der bisher nie nötig gehabt hatte, sich einen Wunsch zu versagen, mit den Zinsen von zehntausend Pfund Sterling nicht auskommen könnte und würde, war daher sehr berechtigt. Jedenfalls war es ein Ding der Unmöglichkeit, mit einem derartigen Einkommen zu heiraten. Als Fred sich diese Thatsache klar machte, wurde ihm schwer ums Herz. Er teilte Mr. Breffits Ansicht, daß seine Cousine längst gestorben und verdorben sei, nicht; für ihn war der Umstand, daß sie Jahre hindurch nichts von sich hatte hören lassen, kein Beweis ihres Todes. War es doch sehr natürlich, daß sie sich in Schweigen gehüllt hatte. Sie kannte ihren Vater und wußte, daß er ihren Gatten nie als Sohn betrachten würde; vermutlich lag ihr — wenn sie eine einigermaßen ideale Gesinnung hegte — nichts daran, eine Verzeihung zu erlangen, die sich nur auf sie, aber nicht auf ihren Gatten erstrecken konnte. Ernste Gedanken durchzogen — während der Rückfahrt nach London — Freds Kopf. Der notwendige, dringende Entschluß, Susie Moore aufzugeben, bereitete dem jungen Mann aufrichtigen Schmerz. Ein Mann, der irgend welche Aussichten für die Zukunft hat — seien sie auch noch so gering —, hat das Recht, das Mädchen, das ihn liebt, zu bitten, mit ihm auf bessere Zeiten zu warten. Freds Aussichten aber waren so ungewiß, so schwankend, daß er es als eine Art Pflicht betrachtete, das gerne betretene Haus in der Cromwellstraße in Zukunft zu meiden und den Verkehr daselbst — wenn auch mit schwerem Herzen — aufzugeben. Ueber alles die Ehre! Das war der schwache Trost, mit dem er sich selber Mut zu machen

und sich in eine heitere Stimmung hineinzutäuschen versuchte.

Am Nachmittage seiner Rückkehr nach London begab er sich in seinen Klub. Der Zufall wollte es, daß der erste Mensch, der ihm dort entgegentrat, General Moore sein sollte. Der General, der den Tod des Dekans durch die Zeitungen erfahren hatte, trat auf seinen jungen Freund zu, reichte ihm die Hand, suchte eine Trauermiene aufzusetzen und sprach ihm sein Beileid aus. „Es hat mir sehr, sehr leid gethan, zu hören, daß Sie von einem Verluste betroffen worden sind, lieber Musgrave! Ganz unerwartet, nicht wahr? Sie sind wohl kaum zur Zeit angelangt, um Abschied von Ihrem Onkel zu nehmen?"

„Ich traf erst mehrere Stunden nach seinem Tode in Oxford ein," antwortete Fred. „Ich hatte keine Ahnung von seiner Krankheit und hörte erst nach meiner Heimkehr aus Ihrer Gesellschaft durch ein Telegramm, das zu Hause meiner wartete, davon. Zwar reiste ich mit dem nächsten Zuge ab, aber ich kam doch bereits zu spät. Er ist ungefähr um dieselbe Stunde, als wir Theater spielten, gestorben."

„Hm, hm! — Das thut mir leid, aufrichtig leid! Obgleich," setzte der General mit einer Heiterkeit, die er nicht länger unterdrücken konnte, hinzu, „er nicht mehr der Jüngste war, nicht wahr?"

„O, es gibt eine Menge bedeutend älterer Leute, die in Gesundheit und Kraft leben und noch nicht an den Tod denken."

„Natürlich, natürlich. Aber wissen Sie, wenn Sie es recht ernstlich überlegen, ist es wohl ein großes Glück, alt zu werden? Ich denke es mir schrecklich, all meine Freunde und Verwandten sterben zu sehen. Sie waren des Dekans einziger lebender Verwandter, nicht wahr?"

„Fast sein einziger," erwiderte Fred mit dem Anfluge eines Lächelns.

„So hörte ich. So traurig diese Thatsache ist, vereinfacht sie doch manches, was sonst Schwierigkeiten geschaffen

hätte oder schaffen könnte. Folglich," und General Moore ließ den letzten Rest von Teilnahme, den er bisher beibehalten hatte, fallen, „kann man Ihnen zu der großen Erbschaft, die Sie angetreten haben, gratulieren, nicht wahr?"

Bei dieser nicht sehr zarten Frage errötete der General und schien sich seiner Unverfrorenheit offenbar ein wenig zu schämen. Aber er hatte einen Entschuldigungsgrund dafür. Er wußte, daß sobald er nach Hause kam und erzählte, daß er den jungen Mann im Klub getroffen habe, seine Frau ihn mit Fragen bestürmen und sehr ungehalten sein würde, wenn er ihr keine Antwort darauf geben konnte. Ein kluger Mann sucht jeden Streit mit seiner Frau zu vermeiden.

Fred zögerte einen Augenblick — einen kurzen Augenblick — dann erwiderte er: „Mein Onkel hat mir zehntausend Pfund Sterling vermacht." Die Wahrheit mußte früher oder später an den Tag kommen; es wäre Thorheit gewesen, sie nicht sogleich einzugestehen!

General Moore machte ein langes Gesicht und große Augen. „Zehntausend Pfund Sterling! Da schlage das Wetter drein! Wollen Sie mir etwa weis machen, das sei sein ganzes Vermögen gewesen?"

„Behüte! Der Notar meint, sein Vermögen belaufe sich auf zweimalhunderttausend Pfund Sterling. Aber das fällt — mit Ausnahme meines Erbteils und einiger Legate — selbstverständlich seiner Tochter zu. Ich hatte bis zur Eröffnung des Testaments keine Ahnung von der Existenz dieser Tochter. Aber deshalb scheint sie doch da zu sein. Wo sie sich augenblicklich aufhält, das weiß freilich niemand. Sie verheiratete sich gegen den Willen meines Onkels, kurze Zeit, ehe er mich zu sich nahm, und wie es scheint, hat ein brieflicher Verkehr zwischen Vater und Tochter nie stattgefunden. Jedenfalls hat er zu guter Letzt sehr edel und großmütig an ihr gehandelt."

„Großmütig! — Ja; an ihr hat er großmütig gehandelt — — hm, hm! Aber ich muß gestehen — — doch

das sind Dinge, die mich nichts angehen. Hm, hm! Und niemand weiß, wo die Frau jetzt steckt?"

„Man weiß nur so viel, daß sie nach ihrer Verheiratung nach Neuseeland ging. Hoffentlich erhalten wir bald Nachrichten über sie."

„Welch — welch eine fatale Ueberraschung!" konnte General Moore nicht umhin zu bemerken. „Sie scheinen die Sache ziemlich leicht zu nehmen, Musgrave; aber es ist wirklich ein harter Schlag, der Sie betroffen hat — ich möchte den Mann sehen, den ein solcher Schlag gleichgültig ließe. Jedoch," setzte er plötzlich hinzu, „es ist ja möglich, daß Ihre Cousine in Neuseeland längst tot ist. In diesem Falle würden Sie ihr Erbe sein, nicht wahr?"

„Ja. Im Falle ihres Todes erbe ich als nächster Verwandter alles, was mein Oheim hinterläßt."

„Nun," der General rieb lächelnd seine Hände, „wir wollen das Beste hoffen, mein Lieber."

Er war derselben Meinung wie Mr. Breffit, daß das einzige Kind eines reichen Mannes nicht zwölf Jahre hätte vergehen lassen, ohne ein Lebenszeichen von sich zu geben. Indem er sich von Fred verabschiedete, sagte er: „Wenn Sie gerade nichts Besseres vorhaben, lassen Sie sich bald einmal bei uns sehen, lieber Musgrave. Sie wissen, daß Sie uns stets willkommen sind."

Aber als die Generalin von der traurigen Wendung in Freds Geschick erfuhr, beschloß sie sehr energisch, daß der Verkehr mit dem jungen Mann beschränkt werden müsse. „Es ist ganz natürlich, daß wir ihn während der Trauer nicht zu unsern Gesellschaften einladen. Ich glaube nicht, daß er uns das als Unfreundlichkeit auslegen wird. Ehe wir mehr wissen, dürfen wir ihn in keiner Weise ermuntern. Wie seltsam! Gerade am Abend der kleinen dramatischen Aufführungen erzählte mir jemand — ich erinnere mich augenblicklich nicht einmal, wer es war — von der Existenz der Tochter des alten Dekans. Es ist wirklich zu schade! Ein so reizender junger Mann! Und ein Vermögen von zweimalhunderttausend Pfund Sterling! Aber

wir können Susies wegen nicht vorsichtig genug sein, lieber Mann!“

Das sah der General ein. Weder er noch seine Frau waren schlechter oder egoistischer als ihre Mitmenschen; aber wem der Himmel eine Tochter geschenkt hat, die sich eben in heiratsfähigem Alter befindet, der darf sich — wenn er kein Millionär ist — nicht den Luxus gestatten, hübsche, junge, arme Schlucker in seinem Hause aus und ein gehen zu lassen. Andrerseits dagegen durfte man nicht übersehen, daß es noch nicht erwiesen war, daß Fred in der That ein armer Schlucker sei, und daß eine lange Zeit vergehen mußte, ehe man Gewißheit über seine Vermögensverhältnisse haben konnte. Der vorliegende Fall mußte daher mit größter Vorsicht und Zartheit behandelt werden.

Nach langem Ueberlegen beschloß die Generalin, dem jungen Manne einen freundlichen Brief zu schreiben, in dem sie ihm ihr herzlichstes Beileid zu seinem Verluste aussprach und mit keiner Silbe des Testamentes seines Onkels Erwähnung that. In einem Postskript machte sie die Bemerkung: „Ich weiß nicht, ob Sie jetzt in der Stimmung sind, Besuche zu machen, aber ich mache Sie für alle Fälle darauf aufmerksam, daß Sie uns täglich zwischen halb sechs und sechs Uhr zu Hause finden.“ Eine ganze Woche hindurch richtete sie es sorgfältig ein, daß sie stets um die angegebene Zeit ausgehen mußte, eine Vorsichtsmaßregel, die sich indes als unnütz erwies, indem Mr. Musgrave sich nie blicken ließ.

Als Fred endlich einmal kam, kehrten die Generalin und Susie eben von einer Spazierfahrt zurück und trafen vor der Hausthür mit ihm zusammen. Natürlich blieb der Generalin nichts andres übrig, als ihn aufzufordern, eine Tasse Thee bei ihr zu trinken, und Fred, der absichtlich eine frühere Stunde, als die ihm bestimmte, gewählt hatte, um sicher zu sein, niemand anzutreffen, konnte seinerseits, um nicht unhöflich zu sein, die Einladung nicht ablehnen. Sein Gewissen, das ihn so lange von Süd-Kensington fern

gehalten hatte, widersetzte sich, wunderbarerweise, seiner Absicht nicht im mindesten und sagte ihm nur, er würde gut daran thun, Miß Moore nicht wieder in so offenkundiger Weise den Hof zu machen, als er es bisher gethan hatte. Er folgte den Damen ins Wohnzimmer und empfand eine Viertelstunde hindurch ein ähnliches Glück, wie man es beim Anschauen einer verbotenen Frucht empfindet.

Susie schien ihm nicht viel zu sagen zu haben — vielleicht war der Grund ihres Schweigens auch der, daß ihre Stiefmutter ihr keine Zeit zum Sprechen ließ. Die Generalin war sehr liebenswürdig und außerordentlich gesprächig. Sie erzählte, daß sie augenblicklich durch Einladungen und Vergnügungen aller Art ganz enorm in Anspruch genommen sei, daß sie und ihre Familie in einer Woche aufs Land reisen und bei ihrer Rückkehr vermutlich dem Hauptgesellschaftstrubel geradeswegs in die Arme laufen würden.

„Alle unsre Verwandten beabsichtigen, im Laufe der Saison große Feste zu veranstalten," sagte sie. „Auch wir sind gesonnen, zwei große Bälle zu geben. Wie schade, daß Sie ihnen nicht beiwohnen können! Aber während der Trauer dürfen wir es ja nicht wagen, Ihnen eine Einladung zu schicken."

Sie sprach in sehr betrübtem Ton und kam im Laufe der Unterhaltung immer wieder mit einem leichten Seufzer darauf zurück, daß sie es als ganz selbstverständlich betrachte, daß Mr. Musgrave sich während der diesjährigen Saison von aller Geselligkeit fernhielte und nur dem Schmerze um seinen Verlust lebte.

„Sie könnte mich nicht strenger zu einem Leben der Buße und Trauer verurteilen, wenn ich eine Witwe wäre," dachte Fred, den ihr Benehmen amüsierte und zugleich verletzte.

Aber sie war und blieb sehr liebenswürdig gegen ihn. Und wenn sie es ihn auch deutlich merken ließ, daß ihr Verkehr für geraume Zeit eine Einschränkung erfahren müsse, so deutete sie ihm hingegen wiederum an, daß sie diese

Einschränkung aufs innigste bedauerte und aufs schmerzlichste empfand. Als Fred sich verabschiedete, hegte er daher keinen Funken von Empfindlichkeit gegen seine hübsche Wirtin. Er war mit ihr und — offen gestanden — auch mit sich selber nicht unzufrieden. Nicht ein einziges Mal hatte er das Wort an Susie gerichtet — durch keine Silbe hatte er das Geheimnis seines Herzens verraten. Ihre Augen waren einander zwar ein paarmal begegnet, aber das hatte sich eben nicht vermeiden lassen. Wenn man jemand eine Viertelstunde hindurch fortwährend anschaut, ist es kaum möglich, daß man nicht ab und zu dem Blicke des Betreffenden begegnet. Fred ahnte nicht, daß er durch sein Anblicken Susies seine Gefühle deutlicher offenbart hatte, als Worte sie hätten enthüllen können, und daß Mrs. Moore ihm, als er sich entfernte, mit sehr ernster, nachdenklicher Miene nachschaute.

„Ich fürchte, der junge Mann wird nie im stande sein, sein Glück in der Welt zu machen," bemerkte sie kopfschüttelnd zu Susie.

„Wie kommst du auf diese Vermutung, Mama?"

„Er nimmt alles zu leicht. Seines Onkels Testament ist eine furchtbare Enttäuschung und ein sehr harter Schlag für ihn — das steht fest; trotzdem spricht und benimmt er sich so, als ob seine Verhältnisse sich nicht im mindesten verändert hätten. Er macht sich in keiner Weise den Wechsel klar, der sein ganzes Leben betroffen hat."

„Es würde ihm nichts nützen, wenn er in Thränen und Klagen zerfließen wollte," meinte Susie.

„Natürlich nicht. Und kein Mensch würde ihm den Rat geben, es zu thun. Aber alle, die es gut mit ihm meinen, müssen jetzt mehr denn je wünschen, daß er sich endlich dazu entschlösse, einen ordentlichen Beruf zu erwählen."

Susie verteidigte Fred mit großer Wärme. Sie sagte, sie fände es sehr anerkennenswert, das Mr. Musgrave sich ruhig und heiter in sein Schicksal fügte und kein Wort über seine Enttäuschung verlöre. Niemand könne in sein

Inneres blicken und wissen, ob er nicht bereits den Entschluß gefaßt habe, eine andre Laufbahn einzuschlagen. „Sein Onkel hat schlecht an ihm gehandelt," setzte sie sehr energisch hinzu.

„Wer kann das beurteilen, liebes Kind?" erwiderte die Generalin, indem sie sich bemühte, einen ganz unparteiischen Ton anzuschlagen. „Ein Neffe, der den Wünschen seines Onkels Trotz und Widerstand entgegensetzt, darf sich nicht wundern, wenn der Onkel ihn seinen Unwillen fühlen läßt und sein eignes Kind dem undankbaren Neffen vorzieht."

„Er sollte ihm die Existenz seiner Tochter nicht verschwiegen haben."

„Warum hat sein Neffe sich nicht danach erkundigt? Ehe er sich mit Bestimmtheit als den Erben seines Onkels aufspielte — gleichviel, ob er dessen Befehlen gehorchte oder nicht —, wäre es seine Pflicht gewesen, sich genau von seines Onkels Vergangenheit zu unterrichten. Man kann kein Mitleid mit Menschen haben, die verlangen, daß ihnen das ganze Leben glatt und eben gemacht wird, und die selber nicht einen Finger rühren, um etwas für sich und ihr Glück zu thun."

Mrs. Moore sprach nur halb aus Ueberzeugung. Es lag ihr hauptsächlich daran, Fred Musgrave in Susies Augen als keine zu interessante Gestalt dastehen zu sehen. Aber sie ging bei der Ausführung dieses Planes mit größter Vorsicht zu Werke und sagte nur so viel über ihn, daß sie, falls Fred dennoch seines Onkels Erbe werden sollte, die alte Freundschaft mit ihm, ohne sich etwas zu vergeben, wieder aufnehmen und fröhlich ihre Einwilligung zu seiner Verbindung mit ihrer Stieftochter geben konnte. Dann hätte Susie es sich einfallen lassen sollen, Freds Werben Widerstand entgegenzusetzen — ein derartiger Gedanke wäre ihr übel bekommen. So aber, da man noch nicht wußte, woran man war, war es das gescheiteste, das offenbare Wohlgefallen, das die beiden jungen Leute aneinander nahmen, nicht zu nähren und es — im Gegenteile — zu dämpfen zu suchen.

Susie zeigte durch kein Wort der Erregung, durch keine erzürnte Miene, was in ihrem Innern vorging. Sie antwortete ruhig: „Er tanzt sehr gut; daher thut es mir leid, daß er in der diesjährigen Saison keine Bälle besuchen darf.“

Wie strenge die Trauer sein muß, die ein Neffe um seinen Onkel anzulegen hat, wieviel Wochen vergehen müssen, bis er sein Gesicht wieder in heiterer Gesellschaft sehen lassen darf, dafür besteht bisher kein Gesetz. Jeder Trauernde muß sich in diesem Falle von seinem Gefühle leiten lassen. Obgleich Fred seinen Onkel aufrichtig betrauerte und vermißte, so hätte er es doch für Unwahrheit gehalten, wenn er der Welt gegenüber einen noch tiefern Schmerz zur Schau trug, als er ihn in der That empfand. Deshalb schloß er sich nicht von aller Geselligkeit und Freude aus, sondern nahm Einladungen zu Lawntennis- und Cricketpartieen an, mit denen er wie alljährlich während der Saison reichlich bedacht wurde. Bälle zu besuchen, verbot ihm sein Zartgefühl, aber an derartigen kleinen Vergnügungen teilzunehmen, betrachtete er als kein Unrecht; seine gesunde, kernige Natur verlangte nach Zerstreuung und Heiterkeit, und wollte er nicht melancholisch werden, so mußte er ihr nachgeben.

Von Mrs. Fenton war bisher nichts zu ermitteln gewesen. Mr. Breffit hatte Telegramme an alle größeren Städte Neuseelands gesandt und die Behörden aufgefordert, durch die Zeitungen nach der Erbin zu forschen; bisher aber waren alle Aufrufe erfolglos geblieben. Auch an andre überseeische Zeitungen waren Aufforderungen ergangen, Mrs. Fenton zu suchen. „Wir müssen — so oder so — bald Gewißheit haben, bald von ihr hören,“ behauptete der Notar. „In unsrer Zeit ist es nicht möglich, daß Leute in der Welt leben oder aus ihr verschwinden, ohne daß ihre Nebenmenschen davon wissen. Seien Sie ganz unbesorgt, lieber Freund! Sie ist sicher längst tot, und wir erfahren es demnächst.“

Unterdessen gehorchte Fred immer noch der Stimme

seines Gewissens und mied Susie Moore so viel er konnte. Seine Standhaftigkeit kam ihn schwerer an, als er es selber geglaubt hätte, umsomehr als jedermann ihm von Hauptmann Claughtons häufigen Besuchen in dem gastfreundlichen Hause in der Cromwellstraße zu erzählen wußte.

Aber an einem sonnigen Maimorgen führte ihn der Zufall — ohne sein Dazuthun — im Hydepark mit der Erwählten seines Herzens zusammen. Geschenke des Zufalls beiseite zu werfen und gering zu achten, ist bekanntlich eine große Thorheit. Das sah auch Fred ein. Mrs. Moore und ihre Stieftochter saßen ihm so nahe, daß es eine Ungezogenheit gewesen wäre, wenn er sich ihnen nicht genähert und ihnen nicht einen „guten Morgen!“ gewünscht hätte. Die Generalin unterhielt sich eben lebhaft mit einem alten Herrn, der an ihrer Seite saß, aber der Stuhl neben Susie war leer, und Fred hatte plötzlich die feste Ueberzeugung, daß es keine Sünde sei, wenn er sich für einige Minuten zu ihr setzte und sich erkundigte, ob ihr die erste Saison, an deren Festen und Bällen sie teil nahm, viel Freude bereitete.

Sie amüsiere sich im ganzen recht gut, erwiderte sie und setzte hinzu, sie hätte gehört, auch er unterhalte sich nach Kräften — wenn auch in andrer Art. „Papa sagt, Sie spielen den ganzen Tag Cricket. Ist das wahr?“

„Nicht ganz,“ erwiderte der junge Mann. „Um es den ganzen Tag zu spielen, habe ich weder Zeit noch Geduld, aber allerdings leugne ich nicht, daß ich mehr Einladungen zu Cricketgesellschaften angenommen habe, als in früheren Jahren. Sie sprechen in einem Tone, als wollten Sie mir sagen, daß ich ein großes Unrecht damit begehe, Miß Moore.“

„Ich maße mir nicht an, Ihre Handlungen lobend oder tadelnd zu beurteilen.“

„Warum zürnen Sie mir, Miß Moore?“ Fred sah sie mit seinen großen, ehrlichen Augen fragend an. Aber Susie wich seinem Blicke aus.

„Ich Ihnen zürnen?“ Sie nahm einen gleichgültigen, kühlen Ton an. „Welchen Grund sollte ich dazu haben?“

„Vielleicht hat Claughton mich bei Ihnen angeschwärzt?“ sagte Fred, der zu scherzen versuchte.

„Solche Gedanken liegen Hauptmann Claughton völlig fern. Er hat keine Zeit für derartige Handlungen.“

„So? Ich wüßte nicht, daß er sonderlich viel zu thun hätte.“

„O doch.“ Die kleine Schauspielerin behandelte ihren Anbeter augenscheinlich absichtlich sehr schlecht. „Papa wenigstens ist entzückt von Hauptmann Claughtons Begabung und hält ihn für einen ganz ausgezeichneten Soldaten.“

„Wenn er es wirklich ist, so thut er mir leid, denn er gehört einem Regimente an, das zu nichts anderm, als zum Müßiggange verdammt ist.“

„O, die Garde war ja, wie Sie sich erinnern werden, in Aegypten.“

„Sie hat sich dort aber nicht sehr rühmlich benommen,“ antwortete Fred, dessen gute Laune ob Susies Absicht, Claughton zu einem Helden zu stempeln, mehr und mehr schwand.

„Mein Papa sagt — —“ begann Susie, aber sie konnte ihren Satz nicht vollenden, da ihre Stiefmutter plötzlich ihren Nachbar verabschiedete und sich von ihrem Platze erhob.

„Susie, Herzenskind,“ sagte sie, „wir müssen eiligst machen, daß wir nach Hause kommen. Papa wird sich unser langes Ausbleiben nicht erklären können. Adieu, Mr. Musgrave. Wenn Sie nichts Besseres vorhaben, lassen Sie sich, bitte, einmal bei uns sehen. Komm, Susie!“

Die Einladung wurde in freundlichem Tone erteilt; dennoch hatte Fred die betrübende Ueberzeugung, daß sie nicht so herzlich gemeint war, als alle früheren an ihn ergangenen Besuchsaufforderungen. Mehr aber noch als das ihn befremdende Verhalten der Generalin hatte ihn Susies ungerechtfertigte Kälte verletzt. Es that seinem ehrlichen

Herzen weh, der Vermutung Raum zu geben, seine veränderte Glückslage könne der Grund zu dieser in Susies Wesen vorgegangenen Veränderung sein. Daß Susie sich durch seine plötzliche Zurückhaltung, die sie sich durch nichts andres als durch Gleichgültigkeit erklären konnte, beleidigt fühlte und nicht Weltdame genug war, um ihren Schmerz und ihre Empfindlichkeit in sich zu verschließen und äußere Ruhe zur Schau zu tragen, ahnte er nicht. Ein so durchdringender Scharfblick ist wenigen jungen Leuten verliehen, Verliebten niemals.

Fünftes Kapitel.

Während Fred Musgrave sein kurzes, ihn wenig beglückendes Wiedersehen mit Susie feierte, saß Mr. Breffit in seinem Büreau und blickte verstimmt auf ein offen vor ihm auf dem Tische liegendes Telegramm. Dasselbe trug die Unterschrift „Laura Fenton, Sydney, Neusüdwales“ und brachte die Nachricht, daß die Erbin des Dekans glücklich aufgefunden worden war. Es lautete:

„Aufruf gelesen. Reise sofort nach Europa. Bin seit drei Jahren Witwe.“

„Hole der Henker das Frauenzimmer!“ brummte der würdige Mr. Breffit vor sich hin. „Was geht es mich an, ob sie Witwe ist, oder ob ihr Mann lebt? Und wenn er sie um Jahrzehnte überlebt hätte, so hätte er doch nie den mindesten Anspruch auf die Erbschaft des Alten zu machen. Nun, es soll ihr schwer genug gemacht werden, ihre Identität zu beweisen. Sie stellt sich das sicherlich als ein ganz leichtes Stück Arbeit vor.“

Den Notar erfüllte dieser Vorsatz mit einer gewissen Befriedigung, die aber der junge Mann, dem er die, wie

er sich ausdrückte, schlimme Nachricht eiligst zu wissen that, nicht teilte.

„Ich hatte mich auf diesen Ausgang längst vorbereitet," erklärte er, „und begriff es nie, daß Sie mit derartiger Bestimmtheit auf den Tod einer kaum dreißigjährigen Frau zählen konnten. Daß sie meines Onkels Tochter ist, wird sie mit Leichtigkeit beweisen können. Ueberlegen Sie selber, wieviel Leute, die in Oxford leben, sich ihrer noch erinnern und sie wiedererkennen müssen."

„Hm, hm — — ich fürchte, Sie haben recht," seufzte Mr. Breffit. „Trotzdem erkennen wir sie nicht eher als Laura Fenton, geborne Musgrave, an, als bis uns der schwerwiegendste Beweis für die Richtigkeit ihrer Aussagen gebracht wird. Ich kann es nicht mit Worten sagen, wie sehr leid Sie mir thun, Musgrave!"

Fred aber war es ganz recht, daß die Ungewißheit ihr Ende erreicht hatte. Seine Stellung war nun auf jeden Fall klar und es lag kein Grund mehr vor, sich länger vom Mooreschen Hause fernzuhalten, wenn seine Besuche dort noch willkommen waren. Am Tage nach dem Eintreffen der Hiobspost begegnete Fred dem alten General und benutzte diese Gelegenheit, ihm ungefragt die Mitteilung zu machen, daß die verlorne Erbin sich gefunden hätte, eine Nachricht, die der General übrigens bereits durch die Zeitung erfahren hatte. Der verstorbene Dekan der St. Cyprianer Universität war eine zu bekannte Persönlichkeit gewesen und sein Testament hatte ein zu großes Aufsehen erregt, als daß die Zeitungen nicht die Gelegenheit hätten ergreifen sollen, sich damit zu beschäftigen. Die Geschichte von der gefundenen, auf der Heimreise begriffenen Erbin machte bereits ihren Weg durch sämtliche Londoner Zeitungen.

Als die Generalin sie gelesen hatte, hatte sie mitleidig gesagt: „Der arme Mr. Musgrave! Er kann einem leid thun! Wie froh bin ich, daß es seinem Onkel einfiel, zur rechten Zeit zu sterben! Ein Jahr später hätte es vielleicht schon schlimme Folgen für uns gehabt."

„Du hast ihm doch bisher nie Hoffnung auf Susie gemacht?“ fragte der General.

„Ich? Nie. Aber sie selber — nun, es war die höchste Zeit, daß es sich so wandte. Das Kind war auf dem besten Wege, sich in ihn zu verlieben. Die Sache ist abgethan! Nun überlasse es unbesorgt meiner Klugheit, den Verkehr mit ihm abzubrechen.“

Aber General Moore war ein gutmütiger Mann, der die Notwendigkeit, den jungen Mann zu kränken und zu beleidigen, nicht einsah. „Ich würde es als eine Schändlichkeit betrachten, den armen Menschen jetzt, da er ins Unglück geraten ist, schlecht zu behandeln,“ sagte er. „Und wer weiß, ob du dich nicht irrst, ob Susie wirklich Interesse an ihm nimmt? Meiner Ansicht nach ist Claughton ein weit gefährlicherer Patron als Musgrave.“

„Ich betrachte Claughton seit einiger Zeit mit andern Augen als früher, lieber Mann,“ erwiderte Mrs. Moore. „Wie ich aus sicherer Quelle weiß, ist sein älterer Bruder herzkrank geworden. Aber du irrst, wenn du denkst, daß ich dem armen Musgrave den Rücken kehren wollte. Wenn du ihn siehst, magst du ihn einstweilen zu einem Tage, den ihr beide verabreden könnt, zu Tische einladen.“

Als der General daher Fred auf der Straße begegnete, konnte er so freundlich und herzlich gegen ihn sein, als sein Herz es nur wünschte. Er sprach ihm sein aufrichtigstes Beileid zu seinem Mißgeschick aus und sagte dann: „Am Donnerstag erwarten wir Mittagsbesuch. Wollen Sie uns die Freude machen, dann ebenfalls unser Gast zu sein?“

Fred nahm die Einladung erfreut an und fand sich pünktlich zu der festgesetzten Stunde in dem Hause in der Cromwellstraße ein. Aber seine Hoffnung, Susies Tischnachbar zu werden oder ein vertrauliches kleines Gespräch wie sonst mit ihr zu haben, wurde getäuscht. Susie gab ihm keine Gelegenheit, sie allein zu sprechen, und die wenigen Worte, die sie vor Zeugen miteinander austauschten, waren so gleichgültig, so fremd, daß sie Freds Herzen ordentlich

weh thaten. Er mußte sich sagen, daß er schwerlich eingeladen worden wäre, wenn man die Gefahr, daß er Miß Moores Neigung zu erringen suchen könne, überhaupt der Beachtung wert gehalten hätte, und er konnte das Gefühl nicht loswerden, daß jeder derartige Versuch unehrenhaft wäre. Dadurch wurde sein Benehmen linkisch und gezwungen, solange er sich mit Susie unterhielt, und sie schien keine Lust zu haben, das Gespräch fortzusetzen.

Ihre Kälte spornte ihn an, fleißiger denn je an seinem Drama zu arbeiten. Er wollte es Susie beweisen, daß er auch ohne Geld etwas war, daß er sich aus eigner Kraft einen Namen und eine Stellung schaffen konnte, wenn er nur wollte. Die Direktion, die sein erstes kleines Lustspiel erworben hatte, zeigte sich geneigt, auch sein zweites Werk anzukaufen, aber sie konnte nicht daran denken, es vor Ablauf von neun — oder frühestens sechs — Monaten zur Aufführung zu bringen. Diese Aussicht war sehr betrübend für Fred. Was konnte im Laufe von sechs oder gar neun Monaten nicht geschehen! Wie oft bot sich in dieser Zeit einer jungen hübschen Dame Gelegenheit, die offen gezeigte Verehrung eines flotten Gardeoffiziers zu erhören!

Der Monat Juni, in dem die Grasmäher vergnügt auf Wiesen und Feld arbeiteten, in dem die Londoner Mütter die schönsten Hoffnungen für die Zukunft ihrer Töchter hegten, in dem Susie Moore einen Ball nach dem andern besuchte und durch ihre Lieblichkeit und Anmut Herzen gewann, in dem die junge Männerwelt vergnügt ihr Geld in Ascot verlor, verfloß für Fred Musgrave sehr traurig. Der junge Mann zog sich mehr und mehr von seinen Bekannten zurück. Einesteils aus dem Grunde, weil er einsah, daß seine Geldmittel nicht ausreichten, um an ihren Vergnügungen teil zu nehmen, und weil er erst in einigen Monaten ein Honorar für sein Drama zu erhoffen hatte; andrerseits aber auch deshalb, weil es ihm schrecklich war, sich von einem jeden bedauern zu lassen und dazwischen immer die weisen Ratschläge zu hören: „Aber seien Sie froh, daß Sie wenigstens zehntausend Pfund

Sterling behalten haben! Etwas ist immer besser als gar nichts."

Ja, er fühlte sich sehr unglücklich. Und am unglücklichsten, wenn der Zufall ihn mit Susie Moore zusammenbrachte. Das junge Mädchen beharrte in seinem kühlen, unfreundlichen Wesen gegen ihn und mied in auffallender Weise jedes Alleinsein mit ihm. Ihre Eltern dagegen behandelten den jungen Mann ganz mit der alten Freundlichkeit und erkundigten sich jedesmal, wenn sie ihm begegneten, teilnehmend, ob seine Cousine bereits angelangt sei. Verwandte mögen einem vielleicht nicht immer zur ungemischten Freude gereichen, aber in Zeiten der Prüfung richtet man naturgemäß den Blick teilnahmesuchend nach dem eignen Fleisch und Blut, und wie verlassen Fred sich fühlte, mag man danach ermessen, daß er die Ankunft der höchst unbequemen Cousine, die außer ihm das einzige noch übrige Glied der Familie Musgrave war, mit Ungeduld zu erwarten begann.

Diese Dame langte einige Tage früher in London an, als sie nach Mr. Breffits Berechnung hätte eintreffen müssen, und begab sich sofort nach dessen Büreau in Bedford-Row. Das erste, was dem Notar an ihr auffiel, war, daß sie sehr hübsch war, und das zweite, daß sie höchst geschmackvoll gekleidet ging. Juristen haben einen gewissen Scharfblick für derartige Dinge — so wenig man es zuweilen vermuten mag. Mrs. Fentons Trauerkleid war nicht aus kostbarem Stoffe hergestellt, aber es war nach der neuesten Mode gearbeitet und kleidete sie vorzüglich. Mr. Breffit war innerlich sehr erstaunt darüber, daß die Zivilisation auf der südlichen Hemisphäre eine so hohe Stufe erreicht hatte, denn er wußte, daß Mrs. Fenton ihre Toilette unmöglich fertig in einem Londoner Laden gekauft haben konnte.

Während er von allen diesen Aeußerlichkeiten Notiz nahm, reichte er ihr die Hand, fragte sie, ob sie eine angenehme Reise gehabt, ob sie eine passende Wohnung in London gefunden habe, und bat sie, in seinem Klientenstuhle

Platz zu nehmen, der seinem eignen Sitze gegenüberstand. Dann legte Mr. Breffit ein Bein über das andre, stützte seine Arme auf die Lehne des Sessels, sein Kinn auf seine gefalteten Hände und sagte: „Ich wünsche Ihnen zu der unverhofften Erbschaft viel Glück, Mrs. Fenton, und brauche es Ihnen wohl kaum zu sagen, daß Ihres Vaters Testament alle, die ihn kannten, in höchliches Erstaunen und Verwunderung gesetzt hat."

„Mich ebenfalls," antwortete Mrs. Fenton. (Sie hatte eine weiche, sehr melodische Stimme.) „Es war seit Jahren mein sehnlicher Wunsch, mich mit ihm auszusöhnen; aber da ich ihn kannte, so getraute ich mich nicht, einen Versöhnungsversuch zu machen. Daß er mich zu seiner Erbin einsetzen würde, war ein Umstand, an den ich nie — auch nur im entferntesten — dachte. Glauben Sie, daß er einen Brief mit der Bitte um Versöhnung beantwortet hätte?"

Mr. Breffit schüttelte den Kopf. „Ich glaube es nicht. Offen gestanden, habe ich mehr als ein Testament für ihn aufgesetzt, aber mit Ausnahme des einen, das an seinem Todestage angefertigt wurde, hat er Ihnen nie mehr als ein geringfügiges Legat vermacht."

Mrs. Fenton machte einen Augenblick lang ein trauriges Gesicht. Dann brach ihr sonniges Lächeln sich wieder Bahn. „Nun, ich bin froh, daß er mir wenigstens zuletzt vergeben hat. Und obgleich ich eine so schlechte Tochter gegen ihn gewesen bin, ersehe ich doch aus dem Testamente, daß er mich trotzdem ein wenig lieb behalten hat. Es lag nicht in seiner Art, den Leuten seine Gefühle zu zeigen."

Mr. Breffit schüttelte abermals sein Haupt. Es war vielleicht eine Grausamkeit, einer Tochter den Glauben zu rauben, daß ihr Vater sie bis zuletzt geliebt habe, aber Mr. Breffit hatte, trotz Mrs. Fentons hübschem Aeußeren, keine Sympathie für sie. Er fand, daß der Besitz der Erbschaft, die ihr so unverdient zufiel, Glückes genug für sie sei, und daß ihr deshalb ein paar kleine Nadelstiche nicht

schaden könnten. Daher antwortete er aufrichtig: „Wenn ich ganz offen sein soll, so muß ich gestehen, daß das Testament des Dekans meiner Ansicht nach weniger von väterlicher Liebe als von augenblicklichem Trotze diktiert worden ist. Sein Neffe, dem er sein Vermögen eigentlich bestimmt hatte, hatte sich thörichterweise einem seiner Befehle widersetzt, und er war nicht der Mann, den geringsten Ungehorsam ungestraft hingehen zu lassen."

„Sein Neffe?" wiederholte Mrs. Fenton verwundert. „Wer kann das sein?"

„Mr. Frederick Musgrave, der einzige Sohn von des Dekans einzigem Bruder. Sie erinnern sich wohl noch, daß der Dekan einen Bruder hatte?"

Sie nickte mit dem Kopfe. „Ich habe ihn nie gesehen, aber oft von ihm sprechen hören. Er war ein reicher Kaufmann. Mein Vater, der den Kaufmannsstand verachtete, brach aus Aerger über den Beruf seines Bruders jeden Verkehr mit dem Onkel ab."

„Ganz recht. Nun, dieser Mr. Thomas Musgrave starb als Bettler, und Ihr Vater nahm dessen hinterlassenen Sohn, einen fünfzehn- oder sechzehnjährigen Knaben, an Kindesstatt an. Jetzt ist er ein junger Mann von etwa siebenundzwanzig Jahren, der es sich leider in den Kopf gesetzt, dramatischer Dichter, anstatt wie sein Onkel wünschte, Jurist zu werden. Zur Strafe sind ihm die ihm zugedachten zweimalhunderttausend Pfund Sterling entzogen und statt dessen erhält er nur das Erbteil von zehntausend Pfund Sterling."

„O, der Arme!" rief Mrs. Fenton mitleidig. Nach einer kleinen Pause setzte sie hinzu: „Ist er ein angenehmer junger Mann?"

„Meiner bescheidenen Meinung nach ist er ein reizender Mensch," erwiderte der Notar lächelnd.

Mrs. Fenton sah nachdenklich auf ihre elegant beschuhten kleinen Hände hinab. Als sie ihre Augen wieder aufschlug, trugen sie einen solchen Ausdruck von Ratlosigkeit und Trauer, daß sie das Herz des härtesten Juristen

in Bedford-Row hätten erweichen müssen. Sie waren von jenem unbestimmten Blau, das an und für sich zwar nicht gerade schön zu nennen ist, das aber nach dem jeweiligen Befinden oder in der Erregung variiert, und das in den seltenen Fällen, wo es in Verbindung mit schwarzen Wimpern auftritt, wirklich reizvoll ist. Mrs. Fentons Wimpern waren sowohl dunkel als lang.

„Mr. Breffit," sagte sie, „halten Sie es für recht, daß ich meinem Vetter all dies Geld nehme?"

„Verehrte Frau," antwortete Mr. Breffit, der seine Härte dahinschwinden fühlte, sich aber den Anschein geben wollte, recht fest und hart zu sein, „ich bin nicht der Papst, sondern ein Rechtsanwalt. Und als solcher kann ich Ihnen nur sagen, daß Ihnen nichts übrigbleibt, als zu nehmen, was Ihnen von Rechts wegen zukommt."

„Aber — könnte ich das vielleicht mit ihm teilen?"

„Sie können ihm, wenn Sie wollen, eine bestimmte Summe verschreiben. Aber ich mache Sie im voraus darauf aufmerksam, daß Ihr Vetter ein derartiges Geschenk nicht annehmen würde. Doch können Sie es immerhin versuchen!"

Eine lange Pause erfolgte, während welcher Mrs. Fenton abermals ihre schönen Augen niederschlug und der Notar sie mit eigenem Lächeln betrachtete. Aber der Spott, den sein Gesicht ausdrückte, schmolz dahin, als sie jetzt zu sprechen begann und ihre Stimme wie von zurückgehaltenem Weinen zitterte.

„Mir ist zu Mute, als müßte ich auf die Erbschaft verzichten," sagte sie. „Aber das würde mir sehr, sehr schwer werden — so schwer, wie Sie es sich kaum vorstellen können! Mein Mann war, wie Sie vielleicht wissen, Musiklehrer. Solange er lebte, erwarb er, anfangs in Neuseeland und dann in Sydney, so viel, als wir zu unsrem Unterhalt brauchten. Dann aber war er lange Zeit krank — Krankheit kostet Geld — und als er starb, blieb ich, von allen Mitteln entblößt, zurück. Zwar fand man allgemein meine Stimme sehr wohlklingend und meinte, sie könnte mir zur

Begründung einer Existenz dienen; aber leider Gottes war sie für die Bühne nicht stark genug, und so blieb mir nichts andres übrig, als Stunden zu geben und ab und zu in einem Konzert zu singen. Eine sorgenlose Existenz hat sie mir nie geschaffen. Ich mußte mich von früh bis spät quälen und sah von fern immer das Gespenst eines einsamen, in Dürftigkeit verbrachten Alters vor Augen. Sie können daher ermessen, wie glücklich ich war, als ich plötzlich die Nachricht erhielt, daß ich eine reiche Frau geworden sei. Aber meine Freude ist jetzt vollständig durch den Gedanken getrübt, daß ich durch meinen Reichtum einen andern arm und unglücklich mache. Können Sie mir nicht einen Rat geben, Mr. Breffit? Ich glaube nicht, daß ich ihn befolgen würde, falls Sie mir sagten, daß ich meinem Vetter alles abtrete — es wäre zu traurig, wenn ich die weite Reise gemacht hätte und nun nicht besser daran wäre, als vorher. Aber — aber — ich wäre sehr glücklich, wenn Sie mir sagen könnten, daß ich keine Verpflichtung dazu habe."

Ihr Wesen, ihre Stimme, ihr Blick war so aufrichtig, so rührend, und dabei zugleich von so gesunder Frische, von so offenbar mühsam zurückgehaltenem Humor, daß Mr. Breffit sich gänzlich besiegt fühlte und in herzliches Lachen ausbrach.

„Meine verehrte Frau," sagte er, „Sie müssen sich nicht unnötig mit derartigen Zweifeln quälen. Ich kann nicht leugnen, daß ich Ihre Ansicht, Fred sei übel mitgespielt worden, teile; aber er ist ein junger Mann im besten Alter und hat zehntausend Pfund. Mag er arbeiten und sein Geld verdienen. Schließlich sind Sie Ihres Vaters Tochter und haben daher den nächsten Anspruch auf sein Eigentum. Uebrigens mache ich Sie darauf aufmerksam, daß Sie diese Thatsache erst noch vor Gericht zu beweisen haben werden."

Es hatte in seiner Absicht gelegen, ihr diese Mitteilung in sehr hartem, drohendem Tone zu machen, aber er war nicht mehr im stande, einen solchen ihr gegenüber anzu-

schlagen. Wie es schien, hätte er ihr selbst damit keinen Schreck einzujagen vermocht, denn sie antwortete ruhig und gefaßt: „Ja, darauf haben meine Bekannten in Sydney mich bereits vorbereitet. Mein Fall ist ein eigener. Alle meine Verwandten — mit Ausnahme dieses Vetters, der mich nie gesehen hat — sind tot; die Leute, die mich als Kind in Oxford gekannt haben, sicherlich ebenfalls zum großen Teile. Und die, die noch leben," setzte sie halb lächelnd, halb seufzend hinzu, „werden mich kaum wiedererkennen. Vor zwölf Jahren war ich ein Kind, jetzt bin ich eine alternde Frau."

Ihr goldblondes üppiges Haar, ihr durchsichtig zarter Teint, ihre großen blauen Augen verliehen ihr ein sehr jugendliches Aussehen. Man hätte sie höchstens für eine Frau von fünfundzwanzig Jahren halten können. Das fand auch Mr. Breffit, und in einem bei ihm völlig ungewohnten Anfall von Galanterie sprach er Mrs. Fenton seine Meinung darüber freundlich aus.

Sie lachte. „Ja, manchmal kommt es mir selbst so vor, als sähe ich lächerlich jung aus," sagte sie. „Wunderbar genug ist es, daß dem so ist; denn welch hartes, schweres Leben, wie viel trübe Stunden habe ich durchgemacht! Und ich bin bereits volle dreißig Jahre alt. Aber ich glaube, meine glückliche Natur, allen Dingen, die mir zustoßen, die beste Seite abzugewinnen zu suchen, ist es, die mich lange jung erhält und mir meine Frische bewahrt hat."

Sie hatte eine kleine Tasche bei sich, die sie jetzt öffnete und der sie einige Papiere entnahm. „Ich hoffe, sie genügen, um meine Identität festzustellen," sagte sie. „Auch habe ich vorsichtshalber ein paar Briefe von Bekannten aus Sydney mitgebracht."

Mr. Breffit durchflog die Dokumente rasch. Sie bestanden aus einer Abschrift des Ehekontrakts und aus dem in Sydney ausgefertigten Totenscheine Mr. William Fentons. Die in offnen Umschlägen liegenden Briefe waren von Personen von hoher Stellung und Ansehen in Neusüdwales

geschrieben. Der Notar las sie mit halblauter Stimme. Der erste war vom Gouverneur der Kolonie.

„‚Gern bin ich bereit, Mrs. Fenton diesen kleinen Dienst zu leisten. Ich hatte das Vergnügen, gleich nach meiner Ankunft hier ihre Bekanntschaft zu machen. Obgleich ihre Vergangenheit mir fremd ist, —‘ hm, hm! ‚— daß sie die Witwe des vor drei Jahren hierselbst verstorbenen Mr. William Fenton ist — — ‚Thatsache‘ — — bestätige ich hierdurch.‘ — Ah, und dieser Brief ist vom Bischof, wie ich sehe: ‚Großes Talent, tadelloser Lebenswandel — Klugheit — von beispielloser Energie.‘ Nicht gerade hierher gehörend, aber offenbar gut gemeint. — Hier kommt ja auch noch ein Richter: ‚Kann keine Schwierigkeiten machen, ihre Person festzustellen. Mir, meiner Frau und meinen Töchtern war ihre Verwandtschaft mit dem Testator längst bekannt, obgleich wir auf ihren Wunsch nicht darüber sprachen — —‘ hm, hm! — 's war sehr gescheit von Ihnen, Mrs. Fenton, sich mit diesen Briefen versehen zu lassen.“

„Genügen sie?“

„Ob sie genügen? O ja! Oder doch wenigstens einigermaßen. Auch glaube ich nicht, daß jemand daran denken wird, Ihnen Ihr Erbteil streitig zu machen. Da fällt mir eben etwas ein. Erinnern Sie sich wohl noch Ihres Onkels, Sir James Le Breton, der einer der Testamentsvollstrecker Ihres Vaters ist? Er hat bis nach Ihrer Verheiratung in Indien gelebt, glaube ich?“

„Er war zu meinen Zeiten nie in Oxford, nie in Europa.“

„Der andere Testamentsvollstrecker ist der Rektor der St. Cyprian-Universität. Seiner erinnern Sie sich sicher noch?“

„Ob ich es thue! Der gute alte Mann! Er lebt also noch?“

„Ja. Sie werden sich freuen, ihn wiederzusehen, nicht wahr?“

„Sehr, sehr. Meinen Sie, ich könnte wohl morgen nach Oxford fahren? Und wollen Sie die Güte haben, mich durch einige Worte bei ihm anzumelden?“

Mr. Breffit versprach es zu thun.

„Und dann ist ja noch mein Vetter da, den ich gar zu gern kennen lernen möchte. O Gott, welch ein Gefühl der Beschämung werde ich in seiner Nähe empfinden! Vielleicht warte ich lieber noch ein paar Tage, ehe ich mich ihm vorstelle."

Sie erhob sich, aber sie sah aus, als wollte sie noch etwas sagen und hätte nicht den Mut, es zu thun. Mr. Breffit erriet, was sie sagen wollte, und kam ihr zu Hilfe.

„Darf ich mir erlauben, Ihnen eine kleine Summe zur Verfügung zu stellen?" fragte er. „Ich weiß nicht, ob die kostspielige Reise nicht Ihre Mittel erschöpft hat?"

„O, ich danke Ihnen, ich habe noch hundert Pfund Sterling, mit denen ich einstweilen reiche," antwortete Mrs. Fenton aufrichtig. „Aber ich gestehe, daß ich eben im Begriffe war, Sie zu fragen, ob ich wohl noch lange auf die Auszahlung meines Erbteils zu warten haben werde?"

Er lachte. „Seien Sie unbesorgt. Wir lassen Sie bis dahin nicht Hungers sterben."

Sie dankte ihm nochmals. Dann reichte sie ihm die Hand und empfahl sich.

Als sie fort war, lehnte sich Breffit bequem in seinen Sessel zurück, legte ein Bein über das andre und sagte laut: „Ich weiß, was ich thäte, wenn ich Fred wäre: — ich würde diese Frau heiraten!"

Das war die leichteste Lösung der Angelegenheit, die es geben konnte. Und da Mr. Breffit ein herzensguter Mann war, rieb er sich vergnügt die Hände und freute sich des guten Einfalls, den er gehabt hatte, königlich.

Sechstes Kapitel.

Wie der Leser aus Mrs. Fentons Gespräch mit Mr. Breffit ersehen haben wird, war die Erbin des Dekans eine Frau, die sich in allen Dingen nur von ihrem Gefühle und ihrer augenblicklichen Stimmung leiten ließ. Die Betrübnis, die sie im Anfange der Unterhaltung offenbart hatte, war vollständig aufrichtig gewesen; aber dies Gefühl war bald vorübergegangen, und als sie ihr Hotel in der Albemarlestraße erreicht hatte, war sie bereits wieder in heiterster Laune.

Dieses Haus, das ihr von keinem Geringeren als vom Gouverneur von Neusüdwales empfohlen worden war, gehörte zu den ersten Hotels Londons und war sehr kostspielig. Aber das ist ja der Vorteil einer Erbschaft von zweimalhunderttausend Pfund Sterling, daß der, dem sie zufällt, nicht mehr nötig hat, ängstlich seine Ausgaben zu berechnen, sondern sich alles gestatten kann, wozu er eben Neigung verspürt. Mrs. Fenton konnte sich auf ihrem Heimwege den Luxus gestatten, sich ohne Besinnen einen Teller Erdbeeren für zehn Schilling zu kaufen. Sie lachte vergnügt, als sie sie verschmauste, und sagte sich, daß es ihr nicht viel ausmachen würde, wenn auch jede ein Pfund kostete. Der kleine Salon, den sie bewohnte, war nicht übertrieben luxuriös ausgestattet, aber er gefiel ihr schon darum, weil sie wußte, daß der tägliche Preis dafür bei weitem mehr betrug, als die Wochenmiete ihrer ganzen Wohnung in Sydney betragen hatte. Dieser Umstand verlieh der fadenscheinigen Einrichtung in ihren Augen einen wahren Glorienschein. Zwar sah sie ein, daß ihre Freude über ihren unverhofften Reichtum kindisch und vielleicht auch sehr thöricht war, aber sie war nicht im stande, sie zu unterdrücken, und es war ja auch sehr verzeihlich, daß sie nach Jahren der Armut, der Dürftigkeit, ja, fast der Not, dem helleren Geschicke, das sich ihr bot, entgegenjubelte und sich seiner freute. Es ist eine traurige Thatsache, daß der Reiche eine andre

Rolle in der Welt spielt als der Arme. Der Leser stelle sich einmal vor, daß ein regierender Fürst ihm auf die Schulter klopfe, und dann möge er sich seine Gefühle zu vergegenwärtigen suchen, wenn ein Musiklehrer ihn in derselben vertraulichen Weise begrüßte. Vielleicht ist ein leiser Zweifel gestattet, ob er im letzteren Falle diese Keckheit weniger unangenehm empfände, wenn auch der fragliche Musiklehrer zufällig ein Gentleman wäre. Musiklehrer und -lehrerinnen müssen sich allen Höherstehenden — d. h. denen, die sie ins Brot setzen — unterordnen, und Mrs. Fenton hatte sich lange vor Leuten demütigen müssen, die in Wahrheit zum größten Teil ebenso gewöhnlich als reich waren. Unter diesen Umständen wird man ihr ihren kleinen Freudenrausch wohl zu gute halten dürfen.

Nachdem Mrs. Fenton ihr Frühstück verzehrt hatte, ließ sie sich einen schönen Landauer kommen und fuhr mehrere Stunden spazieren. An einigen Häusern der besten Gegend Londons machte sie Halt und schickte ihre Karte und Empfehlungsschreiben, die ihre Sydneyer Freunde ihr mit auf den Weg gegeben hatten, hinein. So arm sie gewesen war, hatten ihre Schönheit und ihre Anmut sie doch bei allen Familien, in denen sie Unterricht erteilte, so beliebt gemacht, daß jeder sich gern bereit erklärt hatte, ihr einen kleinen Dienst zu erweisen und sie seinen Bekannten in London — mit dem besonderen Bemerken, daß sie eine wunderschöne Stimme besitze, zu empfehlen. Diese Bemerkung war vielleicht überflüssig, denn wenn jemand ein Jahreseinkommen von achttausend Pfund Sterling und darüber hat, empfängt ihn jederman gern, selbst wenn der Betreffende taubstumm wäre. Den Rest des Nachmittages verbrachte Mrs. Fenton damit, Läden zu besuchen und Einkäufe zu machen. Sie hatte einen vorzüglichen Geschmack und es war ihr eine Herzensfreude, ihm endlich einmal freien Spielraum lassen zu können. Mit Muße und Ueberlegung traf sie aus den ihr vorgelegten Kostümen ihre Auswahl; sie wählte nur die besten Sachen und wurde daher in allen Geschäften mit der größten Zuvorkommenheit behandelt. Als sie nach mehrstündiger Abwesen-

heit, zwar etwas müde, aber doch angenehm erregt, nach Hause zurückkehrte, empfand sie die Einsamkeit ihrer Wohnung nicht im geringsten, sondern freute sich ihrer Freiheit und ihres Alleinseins von Herzen. Sie war seit Jahren daran gewöhnt, allein zu leben, und die Einsamkeit war ihr eine liebere Gesellschaft geworden, als es die ihres verstorbenen Gatten ihr gewesen war. Mit strahlendem Gesichte warf sie sich in einen Lehnsessel nieder, schloß die Augen und wiederholte es immer wieder: „Ich bin reich — ich bin reich — ich bin reich.“

Nichts Irdisches ist im stande, einen Sterblichen länger als eine gewisse Zeit zu beglücken, aber das Bewußtsein, reich zu sein, war doch hinreichend, Mrs. Fenton diesen ganzen Nachmittag und Abend vollkommen glücklich zu machen, so daß sie sich in freudiger Aufregung zu Bett legte. Aber in der Nacht schien sich ihre Stimmung ein wenig zu ändern. Sie berührte am andern Morgen kaum ihr Frühstück und fuhr mit sehr ernstem, blassem Gesichte nach dem Paddington-Bahnhof, um sich ein Billet nach Oxford zu nehmen. Während der Fahrt durch die sonnenbeschienene freundliche Landschaft erhellte sich Mrs. Fentons Gesicht nicht im geringsten. Offenbar durchzogen keine sehr rosigen Gedanken ihren Kopf, denn nicht ein einziges Mal zeigten ihre Züge das strahlende Lächeln, das ihnen sonst einen so unbeschreiblichen Reiz verlieh.

In tiefe Gedanken versunken saß sie da und erwachte erst aus ihrer Zerstreuung, als die Türme Oxfords vor ihren Augen auftauchten. Die alte schöne Stadt flog an ihr vorüber — dann hielt der Zug. Auf Mrs. Fentons Wunsch rief ein Gepäckträger einen Wagen heran und erhielt zu seiner Verwunderung für diesen kleinen Dienst eine halbe Krone. Die schöne Frau lachte herzlich über seinen offenen Mund und seine weit aufgerissenen Augen: was war das für ein köstliches Gefühl, eine halbe Krone wegwerfen zu können, wo ein anderer Mensch einen Penny ausgibt.

Dies kleine Intermezzo hatte sie ein wenig erfrischt

und ihrer trüben Stimmung entrissen. Sie seufzte nicht mehr, sondern sah voller Interesse die Straßen, die sie passierte, an. Die meisten Häuser waren noch nicht alt; sie mochten etwa um die Zeit erbaut sein, da Miß Musgrave der Welt durch ihre Flucht aus dem väterlichen Hause Aergernis gegeben hatte. In zwölf Jahren verändert sich alles, selbst eine Stadt wie Oxford, bedeutend, und Mrs. Fenton mochte wohl manches anders finden, als Miß Musgrave es verlassen hatte. Sie fuhr vor dem Universitätsgebäude vor und fragte nach dem Rektor. Er sei zu Hause, hieß es. Der Diener bat sie um ihren Namen und führte sie in ein ziemlich düsteres, großes Zimmer, in dem es sehr stark nach Tabak und alten Büchern roch. Mrs. Fenton brauchte nicht lange zu warten. Sie hatte sich kaum ans Fenster gesetzt und einen Blick in den großen Garten mit seinen alten Bäumen und schönen Rasenplätzen hinabgeworfen und sich dabei gesagt, wie ganz anders hier alles sei als in Australien, als sich die Thür öffnete und ein großer, etwas gebückt gehender Mann ins Zimmer trat. Rasch erhob sie sich und streckte ihm beide Hände entgegen.

„Kennen Sie mich noch?“ fragte sie.

„Gewiß, gewiß!“ erwiderte Doktor Drysdale, indem er ihre Hände ergriff und herzlich drückte. „Erkannt hätte ich Sie freilich kaum, wenn ich Ihnen auf der Straße begegnet wäre. Sie sind also die arme kleine Laura? Sie haben sich sehr verändert — sehr!“

„Sie dagegen nicht im mindesten,“ sagte sie. „Genau so wie heute sahen Sie an dem Tage aus, wo ich Sie zum letztenmal sah. Sie sind nicht älter geworden.“

„O doch, doch,“ erwiderte der Rektor lächelnd, „obgleich ich schon damals — zur Zeit als Sie noch hier lebten — ein alter Mann war. Aber da waren Sie ein kleines Mädchen und hatten infolgedessen noch kein Urteil über das Alter andrer.“

„Ja, zu jener Zeit war ich jung — jetzt dagegen bin ich eine Frau, die ihre Blütezeit längst hinter sich hat.“

„Nicht doch, Laura. Sie sind noch immer eine schöne

und anmutige Erscheinung. In meinem Alter darf man ja so etwas sagen."

Er hatte sie ans Fenster geführt und blickte, während er ihre Hände noch immer in den seinen hielt, lächelnd in ihr zu ihm aufschauendes Gesicht. Plötzlich entwand sie ihm ihre Hände und zog sich ins Innere des Zimmers zurück.

„Bitte, bitte, sehen Sie mir nicht so ins Gesicht und sprechen Sie nicht so zu mir," rief sie. „Ich hasse Schmeicheleien. Meine ganze Schönheit besteht darin, daß ich mich gut kleide. Vergessen Sie nicht: Ich bin dreißig Jahre alt."

Der alte Mann lachte. „Ganz die alte Laura," sagte er. „Von jeher behaupteten Sie, jeder, der Ihnen sagte, Sie seien schön, könnte es nicht aufrichtig mit Ihnen meinen. Erinnern Sie sich wohl noch daran, wie Sie, sobald ich Ihre Stimme lobte und sagte, sie sei ein Schatz, zornig die Achseln zuckten und mit dem Fuße stampften, als hätten meine Worte eine Beleidigung enthalten?"

„Leider Gottes waren Sie ein schlechter Prophet," entgegnete sie. „Meine Stimme war mir kein Schatz. Aber sie hat mich wenigstens vor dem Betteln und Hungern bewahrt. Seit dem Tode meines Mannes habe ich mich durch Gesangunterricht ernährt. Ab und zu trat ich auch in einem Konzerte auf. Daß meine Existenz nicht sehr glänzend war, können Sie sich denken."

Doktor Drysdale sah sie mitleidig an. „Warum schrieben Sie Ihrem Vater nicht, daß es Ihnen schlecht ging?"

„Sie wissen selber, daß mein Schreiben nichts geholfen hätte. Er hätte mir doch nicht verziehen."

„Wer weiß, wer weiß, liebes Kind! Er hat Ihnen ja noch zu guter Letzt den Beweis gegeben, daß er Sie immer lieb behalten hat."

Mrs. Fenton schüttelte den Kopf. „Das bildete ich mir ebenfalls ein, aber Mr. Breffit hat mir diesen Glauben total geraubt. Er sagte, mein Vater vermachte mir sein Geld,

weil er niemand sonst hatte, dem er es hinterlassen konnte, denn mit meinem Vetter hatte er sich zufällig kurz vor seinem Tode erzürnt. Als ich von diesem Vetter und von der grausamen Enttäuschung, die ihm widerfahren ist, hörte, hätte ich weinen mögen. Mir war zu Mut, als hätte ich die Verpflichtung, ihm alles geerbte Geld zu geben und mich schleunigst aus dem Staube zu machen."

„Das wäre eine sehr voreilige Handlung gewesen," sagte Doktor Drysdale. „Hoffentlich sind Sie von Ihrem Entschlusse wieder zurückgekommen?"

„Ja, gänzlich. Ich habe mir die Sache gründlich überlegt und beschlossen, mein Geld zu behalten. Bitte, erzählen Sie mir doch ein wenig von meinem Vetter! Er ist gewiß sehr böse auf mich?"

Doktor Drysdale lächelte. „Er hat sich nicht darüber ausgesprochen," antwortete er. „Aber in Abrede stellen zu wollen, daß er durch Ihres Vaters Testament recht stark enttäuscht worden ist, wäre eine Thorheit. Doch halte ich ihn für vernünftig genug, einzusehen, daß Ihre Ansprüche an die Erbschaft begründeter sind als seine, und daß es daher nur recht und billig ist, daß Sie Ihren Vater beerben. Meiner Ansicht nach ist es für einen jungen Mann weit besser, wenn er darauf angewiesen ist, zu arbeiten und thätig zu sein, als daß er ein großes Vermögen erbt und nur darauf bedacht zu sein braucht, es auf die beste Weise auszugeben."

„Sie glauben also wirklich, daß ich kein Unrecht an ihm begehe, wenn ich ihm das Geld nehme?" fragte sie gespannt.

„In erster Linie, liebes Kind, nehmen Sie ihm das Geld nicht, weil es ihm nicht gehört und er keinen Anspruch darauf machen kann. Zweitens ist es nicht Ihre Schuld, daß Ihr Vater ihm nichts von Ihrer Existenz gesagt hatte. Beruhigen Sie also Ihr Gewissen. Fred steht durchaus nicht mittellos da. Er hat ein Einkommen, von dem ein bescheidener Mensch ganz gut leben könnte, und er ist jung und gesund und kann es durch Fleiß vermehren und ver-

größern. Sie haben wirklich keinen Grund, ihn zu bemitleiden."

Mrs. Fenton schien durch des Rektors Versicherung beruhigt zu sein, denn sie begann von andern Dingen zu sprechen. Während des Frühstücks, das sie auf Doktor Drysdales Einladung bei ihm einnahm, plauderten beide heiter miteinander.

„Ich weiß wirklich nicht, ob in Oxford noch alte Bekannte von Ihnen leben, die wiederzusehen Ihnen besondere Freude bereiten könnte," sagte der Rektor, nachdem sie in den Garten hinausgegangen waren. „Die meisten sind wohl unterdessen gestorben. Auch meine arme Frau ist seit neun Jahren tot — viele andre, die Sie gekannt haben, sind ebenfalls zur Ruhe gegangen. Aber einiger noch Lebenden erinnern Sie sich sicher." Er nannte ihr mehrere Namen.

„Ich erinnere mich aller," erwiderte Mrs. Fenton. „Aber wer weiß, ob sie mich noch kennen würden! Sie wissen, ich war zu jener Zeit ein dummes kleines Ding und Damen kamen — bekanntlich nie in unser Haus."

Sie sprach wahr. Der Dekan hatte nie weiblichen Umgang in seinem Hause geduldet und es für überflüssig gegehalten, seiner Tochter Erziehung weiblichen Händen anzuvertrauen.

„Sie waren der einzige Freund, den ich in Oxford hatte," fuhr Mrs. Fenton fort. „Wissen Sie wohl noch, wie ich täglich zu Ihnen kam und Ihnen vorsingen mußte? Am liebsten hörten Sie: ‚Il segreto per esser felice?‘ Ich singe es noch, nur etwas anders."

Sie standen der offenen Glasthür, die ins Wohnzimmer führte, gegenüber. Mrs. Fenton trat rasch ins Zimmer, öffnete das Klavier, setzte sich nieder und sang mit leiser, ungemein wohlklingender Stimme die Arie, deren sie soeben Erwähnung gethan hatte. Doktor Drysdale hörte voll Interesse zu und bewegte lächelnd Kopf und Hände nach dem Takte der Melodie. Als Laura jetzt innehielt, sagte er: „Sie haben recht — das ist nicht mehr die alte

Laura. Sie haben wunderbare Fortschritte gemacht, und doch ...“

„War Ihnen die alte Art lieber? Gut, jetzt will ich Ihnen die Arie so singen, wie ich sie früher sang.“

Sie wiederholte sie in der That, aber mit so verändertem Vortrage, mit so ungeschicktem Herausstoßen der hohen Töne, mit so unsicherer Begleitung, daß der alte Mann ein herzliches Lachen nicht unterdrücken konnte.

„So stimmt's, so stimmt's,“ sagte er. „Wie mich dieser letzte Vortrag in die alten Zeiten zurückversetzt hat! Ich könnte mir einbilden, ich sei ein dutzend Jahre jünger und Sie seien die kleine Laura von einst. Nun, ich freue mich, daß Sie die alten Zeiten nicht vergessen haben, und wünsche Ihnen, daß die neuen glücklichere Stunden für Sie bringen mögen, als jene.“

Er hielt es für seine Pflicht, ihr eine kleine Rede über das Trügerische alles irdischen Gutes und über die Verantwortlichkeit, die es seinem Besitzer auferlegte, zu halten. Er war ein sehr einfacher und ehrlicher alter Mann, und was er sprach, wurde stets in so treuherziger Weise vorgebracht, daß niemand ihm etwas übelnehmen konnte. Mrs. Fenton senkte den Kopf, während er mit ihr sprach, und als sie ihn wieder erhob, standen ihre Augen voller Thränen.

„Ach, wenn ich doch recht, recht gut sein könnte,“ rief sie. „Sie glauben gar nicht, wie sehnlich ich es mir wünsche, mich zu bessern und recht selbstlos, fromm und gut zu werden. Aber wie schwer ist es, einen solchen Vorsatz zu verwirklichen!“

Sie weinte noch, als sie sich von dem würdigen Rektor verabschiedete. Er bat sie, ihn bald wieder zu besuchen, und sie versprach es unter Thränen. Auch während der Fahrt nach dem Bahnhofe schienen dieselben nicht versiegen zu wollen. Dann aber — am Bahnhofe angelangt — schüttelte sie energisch den Kopf und sagte: „Weg mit dem sentimentalen Unsinn! Ich habe keine Zeit, sentimental zu sein. Was mein ist, das ist mein. Und für mich hat das Geld weit,

weit höheren Wert als für ihn. Außerdem leuchtet es mir sehr ein, daß für junge Männer der Reichtum, wie man sagt, gar nicht zuträglich ist."

Siebentes Kapitel.

Mr. Breffit hatte sich durch eine Postkarte bei Fred angemeldet, um mit ihm über die Dame zu sprechen, über deren Existenz er bisher so oft Zweifel geäußert hatte. An ihrer Existenz konnte er füglich nicht mehr zweifeln; auch schien er diesen Umstand nicht in dem Maße zu bedauern, als es sich für einen beständigen Mann geziemt hätte.

„Ihre Cousine," erzählte er dem jungen Mann, „ist eine reizende Frau. Worin ihr Hauptreiz besteht, das weiß ich nicht zu sagen, aber so viel ist gewiß, daß sie ein bezauberndes Wesen ist. Nun, Sie werden sie ja selber sehen und selber urteilen können. Nicht nur daß sie hübsch ist, daß sie einen durchaus feinen Eindruck macht ..."

Fred lachte herzlich. „In welchen Zorn," warf er ein, „würde mein armer, alter Onkel geraten, wenn er Sie so reden hörte. Von seiner Tochter zu betonen, daß sie einen feinen Eindruck mache — als ob das nicht etwas Selbstverständliches wäre!"

„O, sie hätte sich ja dort drüben verändern können. Einem Mädchen, das mit einem Manne durchgeht, das von Hause fortläuft und gegen seines Vaters Wunsch in fremde Länder zieht, traut man gewöhnlich keinen besonderen Charakter, keine besonderen Grundsätze zu. Sie aber scheint beides zu haben. Merkwürdig gut hat sie sich entwickelt. Das findet auch Doktor Drysdale, der mir einen ganz entzückten Brief über sie schrieb. Er meint, sie hätte sich enorm zum Vorteil verändert, aber er fürchtet, daß sie mit ihrem Geld und mit ihrem schönen Aeußeren leicht in schlechte Hände geraten könnte, womit er jedenfalls auf eine zweite ungünstige

Heirat anspielt. Ich glaube indes nicht, daß sie noch einmal einen derartigen Schritt begehen wird. Ein gebranntes Kind scheut das Feuer und Mrs. Fenton hat sich, wie es scheint, in ihrer Ehe ordentlich die Finger verbrannt. Jedenfalls ist es die Pflicht ihrer Freunde, über sie zu wachen und sie vor jeder Uebereilung oder Thorheit zu warnen."

„Wie ich sehe, hat sie in Ihnen bereits einen sehr warmen Freund gefunden," bemerkte Fred.

Mr. Breffit errötete beschämt. „Ich kann es nicht leugnen," sagte er, „daß sie mir gefällt. Sehen Sie, lieber Musgrave, ich fühle genau so mit Ihnen, wie früher, und ich bemitleide Sie noch immer von ganzem Herzen. Aber deshalb muß ich doch zugeben, daß die arme, kleine Frau nichts dafür kann, daß sie die Tochter des Dekans ist und daß er sich vor seinem Tode plötzlich daran erinnerte, daß er eine Tochter besäße. Und dann, Fred, sie ist wirklich von hinreißender Liebenswürdigkeit. Selbst der alte, trockene Sir James Le Breton taute auf, nachdem er sich einige Minuten mit ihr unterhalten hatte. Er behauptet, sie habe die Augen ihrer Mutter. Damit mag er recht haben, denn ihrem Vater ähnelt sie sicher nicht. Meiner Ansicht nach vergeben Sie sich nichts, wenn Sie den ersten Schritt zur Annäherung thun und ihr einen Besuch machen. Ich kenne Sie gut genug, um zu wissen, daß Sie ihr nicht zürnen; sie aber kennt Sie nicht und macht sich um Ihretwillen Sorgen und trübe Gedanken. Sie versichert, das Gefühl, Sie beraubt zu haben, nicht überwinden zu können."

Nein, Fred zürnte ihr nicht. Aber selbst wenn er es gethan hätte, so verlangte die Schicklichkeit trotzdem von ihm, daß er seiner Cousine einen Besuch machte. Auch war er thatsächlich gespannt, sie kennen zu lernen. Und so kleidete er sich, gleich nachdem Mr. Breffit ihn verlassen hatte, um und begab sich nach Mrs. Fentons Hotel in der Albemarlestraße, wo ihm auf seine Frage mitgeteilt wurde, daß die Gesuchte zu Hause sei.

Sie war eben damit beschäftigt, Briefe zu schreiben. Als er ihr gemeldet wurde, sprang sie aber rasch auf und

ging ihm entgegen. „Wie freue ich mich, Sie kennen zu lernen, Mr. Musgrave," rief sie, indem sie ihm ihre Hand reichte. „Ich hatte die Absicht, Ihnen zu schreiben, aber es fehlte mir an Mut, sie auszuführen. Drei oder vier angefangene Briefe an Sie liegen in meiner Mappe."

„Was wollten Sie mir in ihnen sagen?" fragte Fred lächelnd.

„Ja, das war es eben. Ich konnte mich nicht entschließen, Ihnen das Richtige zu sagen. Jetzt bin ich froh, daß ich das Schreiben unterlassen habe. Das Sprechen ist immer leichter und angenehmer, nicht wahr?"

Sie schob ihm einen Stuhl hin. Er setzte sich nieder, schaute sie an und sagte sich, daß Mr. Breffit recht gehabt habe und daß sie in der That eine entzückende Frau sei. Aber trotzdem fand er seinerseits das Sprechen mit ihr durchaus nicht leicht. Er konnte unmöglich mit dem Gegenstande beginnen, der ihnen beiden naturgemäß vor allem am Herzen lag. Daher sprach er von verschiedenen andern Dingen. Er erkundigte sich, ob sie eine angenehme Reise gehabt hätte, ob sie London sehr verändert finde u. s. w. Aber sie gab sich nicht die Mühe, seine gutgemeinten Fragen zu beantworten; sie unterbrach ihn mitten im Satze und sagte in atemloser Spannung: „Nicht wahr, Sie halten mich für ein greuliches Geschöpf?"

„Nein, wirklich nicht," antwortete er lachend. „Warum in aller Welt sollte ich das auch thun?"

Sie seufzte. „Nun, ich wäre im stande, einen Menschen zu ermorden, der es sich einfallen ließe, von der südlichen Erdhälfte herzukommen, um mir eine Viertelmillion aus der Tasche zu stehlen. Aber vielleicht sind Sie nicht von so rachsüchtiger Gemütsart wie ich."

„Nein, ich bin nicht rachsüchtig. Außerdem . . ."

„Ich weiß, ich weiß: Ich kann nichts dafür, daß mein Vater mich zur Erbin eingesetzt hat, und das einzige Kind eines Testators hat das nächste Recht, ihn zu beerben u. s. w. Das alles habe ich schon von Mr. Breffit gehört. Aber das ändert nichts an der Thatsache, daß, wenn ich meinen

oft gehegten Plan ausgeführt und mir in Australien das Leben genommen hätte, Sie jetzt ein reicher Mann wären."

„Mein Gott, Sie dachten daran, Ihrem Leben ein Ende zu machen?" fragte Fred, den diese Mitteilung mehr bewegte, als das Mitleid, das sie ihm bezeigte, es gethan hatte.

„Wenn wir erst bekannter miteinander sind, erzähle ich Ihnen mehr davon. Hoffentlich werden wir bald recht gute Freunde. Nicht wahr?"

„Ich hoffe es ebenfalls," antwortete der junge Mann. „Wir sind ja nahe Verwandte."

„Ja, aber Verwandtschaft bürgt nicht immer für dauernde Freundschaft. Sagen Sie, was Sie wollen, ich bin doch fest überzeugt davon, daß Sie mich im stillen als eine Art Räuberin betrachten und bis ans Ende der Welt fortwünschen. Sie müßten kein Mensch, sondern ein Engel sein, wenn Sie andre Gefühle für mich hegten."

„Ich gebe Ihnen mein Wort, daß mir jeder derartige Gedanke vollständig fern liegt," versicherte Fred.

„Vielleicht denken Männer in dieser Beziehung großherziger als wir Frauen. Uns wird es ja nun einmal nachgesagt, daß wir kleinlich sind. Also, lieber Fred, ich hoffe, wir werden recht gute Freunde miteinander werden. Darf ich Fred zu Ihnen sagen?"

„Natürlich."

„Ja? Aber dann müssen Sie mich Laura nennen. Ich stehe ganz allein da in der Welt und habe wenig Freunde. Sie möchte ich gern meinen Freund nennen. Sie gefallen mir. Gefalle ich Ihnen ebenfalls?"

„O gewiß. Sehr gut," erwiderte Fred.

„Meine Frage war sehr überflüssig, da Sie mir keine andre Antwort darauf geben konnten, als eine bejahende. Nun, wir wollen sehen, vielleicht gelingt es uns, Freundschaft miteinander zu schließen. Womit wollen wir dies neue Bündnis besiegeln? Was haben Sie heute abend vor?"

„Nichts."

„Wollen Sie mich dann in ein Hotel oder Restaurant

begleiten und mit mir dinieren? Nicht wahr, in London ist es ebenfalls Sitte, daß Damen in Restaurants essen? Sie kennen gewiß die besten Lokale. Ich selber bin — offen gestanden — wenig verwöhnt. Mir schmeckt es überall. Aber um Ihretwillen müssen wir etwas Gutes wählen."

Fred nannte ein in der Nähe befindliches Restaurant und setzte hinzu, daß es ihm eine große Ehre sein würde, sie dorthin zu begleiten.

„Aber Sie sind selbstverständlich mein Gast, Fred. Machen Sie kein so ablehnendes Gesicht. Nein, nein, Sie müssen mir die Bitte erfüllen. Für Sie kann es nichts Neues sein, schöne Dinge zu bestellen und zu bezahlen — für mich aber hat es den Reiz der Neuheit. Bitte, bitte, lassen Sie ihn mich genießen, so lange er andauert!"

Man verabredete, daß Fred auf seinem Heimwege das Diner bestellen und sich um acht Uhr wieder bei seiner Cousine einfinden sollte, um sie abzuholen. Unwillkürlich legte er sich, als er sie jetzt verließ, die Frage vor, ob sie ihm wirklich so gut gefiel, als er behauptet hatte. Sie war sehr hübsch und sehr liebenswürdig; daß sie wenig Gewicht auf Formen zu legen schien, war für ihn kein Grund des Mißfallens, denn auch er zog ein zwangloses, heiteres Wesen einem förmlichen, gezwungenen Benehmen vor. Und sie war, trotz ihres freundlichen Entgegenkommens, durchaus taktvoll geblieben. Sie hatte in der That recht gehabt; es war thöricht gewesen, eine Frage zu stellen, die bejahend hatte beantwortet werden müssen, gleichviel ob dies „Ja" eine Lüge war oder die Wahrheit.

Aber diese kritische Anwandlung verschwand sehr bald, nachdem er mit Laura an dem Tische des Restaurants saß, und, während beide den ausgezeichnet bereiteten Speisen zusprachen, heiter mit ihr plauderte. Da kam er zu der Einsicht, daß sie nicht im mindesten kokett oder berechnend, sondern im Gegenteil ein Naturkind vom reinsten Schlage sei. Sie verbarg keinen Gedanken, keinen Eindruck, am allerwenigsten das kindliche Entzücken darüber, reich zu sein und Geld in Menge ausgeben zu können. Allem, was ihr eben durch

den Kopf zog, verlieh sie Worte, und zwar waren ihre Einfälle und Mitteilungen gar oft so komischen Inhaltes, daß sie ihn lachen machten. Sie begann eine Unterhaltung mit dem Kellner, einem Deutschen, und fragte ihn, warum er seine Heimat verlassen habe; ob er, falls ein Krieg ausbräche, wieder zurückkehren müßte, und ob er nicht gescheiter daran thäte, sich als britischen Unterthan naturalisieren zu lassen. Als er auf diese Frage errötete und mit der Antwort zauderte, sagte sie besänftigend: „O, ich meinte es nicht böse. Es ist wirklich ganz gleichgültig, welcher Nation Sie angehören, solange Sie Ihre Pflichten erfüllen und mir die Sauce, die Sie da in der Hand haben, nicht aufs Kleid gießen," worauf sie etwas in des jungen Mannes Hand gleiten ließ, das Fred, nach der verwunderten Miene des Kellners, scharfsinnig für mindestens einen halben Sovereign hielt.

Voller Aufmerksamkeit betrachtete sie die andern Gäste des Restaurants und erkundigte sich, was jeder einzelne sei, und welcher Gesellschaftsklasse er angehöre. „Sie wissen es nicht?" rief sie. „Warum nicht? Sie leben doch hier. Wenn ich einen Monat in London bin, kann ich Ihnen sicher alle Menschen beim Namen nennen und Ihnen ihre Biographie erzählen. Sehen Sie dort den kleinen, grauhaarigen Mann mit der dicken Frau! Wenn ich in Australien wäre, würde ich ihn ganz entschieden für einen Gouverneur halten. Ich möchte wissen, was er in England ist. Vielleicht ein Parlamentsmitglied. Er ist verdrießlich; es gefällt ihm nicht, daß er hier im Restaurant essen muß. Aber seine Frau hat darauf bestanden, und er ist ein Pantoffelheld, der ihr nicht zu widersprechen wagt. Sie möchte gern wissen, wer wir sind und in welcher Beziehung wir zu einander stehen. Sehen Sie, jetzt setzt sie ihr Glas auf, um zu sehen, ob ich einen Trauring trage, vermutlich weil sie der Ansicht ist, Sie könnten nicht mein Mann sein, Sie seien für einen Ehemann zu höflich. Soll ich sie einmal recht ärgern?"

Und Mrs. Fenton sah plötzlich mit einem entsetzten, mitleidigen Blick auf das Kleid der gegenübersitzenden

Dame hin, der sofort die gewünschte Wirkung hervorbrachte, indem jene unruhig auf ihrem Stuhl hin und her zu rücken begann und verstohlene Blicke über ihre Schulter warf.

„Was thun Sie der armen Frau?" fragte Fred. „Magnetisieren Sie sie?"

„Nein, aber sie meint, es müsse auf ihrem Rücken irgend etwas in schlimmer Unordnung sein, und natürlich kann sie nicht hinsehen. Sehen Sie, jetzt fragt sie ihren Gatten. Er sagt: ‚Unsinn! Es ist alles in Ordnung!' und sie antwortet ihm, er möge sich wenigstens die Mühe geben hinzugucken, ehe er es mit derartiger Bestimmtheit behaupte. Geben Sie acht, sie fangen an miteinander zu zanken. Nein; sie gehen fort. Er sagt, es sei spät. Da er ein Opernglas bei sich hat, gehen sie mutmaßlich ins Theater. Ich hätte ebenfalls Lust, noch ins Theater zu gehen. Haben wir noch Zeit dazu?"

Fred verneinte die Frage.

„Nun, dann gehen wir ein andermal hin. Was wollen wir jetzt thun? Ich sehe es Ihnen an, Sie möchten gern rauchen. Wollen wir in den Park gehen? Es ist ein so schöner, warmer Abend."

Fred schüttelte den Kopf.

„Das ginge doch nicht wohl an," antwortete er lächelnd.

„Wollen Sie mich nach Hause begleiten? Oder ist das auch unpassend? Und würden die Leute im Hotel es übel auslegen, wenn Sie noch eine Stunde mit Ihrer Cigarre bei mir säßen und wir miteinander plauderten?"

„O, darüber können sie nicht reden — wir sind ja nahe Verwandte."

„Gewiß. Nur ist das die Ausrede der Köchin, wenn sie ertappt wird, wie sie einem Soldaten zu essen gibt. Immerhin können wir es riskieren."

Da Fred ihre Gesellschaft sehr amüsant fand, so war er gern bereit, seine Cousine in die Albemarlestraße zu begleiten. Kaum jedoch waren beide im Hotel angelangt, als Mrs. Fenton aufhörte, amüsant zu sein und sehr ernst und

verstimmt wurde. Derartige rasche Uebergänge von ausgelassenster Heiterkeit zu offenbarer Betrübnis waren ihrem Charakter eigen und traten oft ohne jede äußere Ursache auf. Diesmal hatte Lauras Stimmungswechsel jedoch einen Grund gehabt. Freds harmlose Frage nach der Art ihres Lebens in Sydney hatte ihn hervorgerufen. „Erinnern Sie mich nicht daran," rief sie. Dann aber setzte sie trotzdem unaufgefordert hinzu: „Sie wollen meine Geschichte hören, nicht wahr?" Sie sprach in so völlig verändertem Tone, daß Fred ihre Stimme wie die einer älteren Frau vorkam. „Dieser Wunsch ist sehr natürlich, und ich habe keinen Grund, ihn Ihnen nicht zu erfüllen, obgleich es kein Thema ist, bei dem ich gern verweile. Mein Mann hat sich zu Tode getrunken. Damit ist alles gesagt, nicht wahr? Wenn er mehr Ausdauer gehabt hätte, hätte er schön Geld verdienen können, denn er war ein ausgezeichneter Lehrer und ein sehr guter Musiktheoretiker, aber als es uns einige Zeit nicht gut gehen wollte, verlor er den Mut und ergab sich dem Trunke. Wir lebten einige Jahre in Wellington, in Neuseeland, dann meinte er, in Neusüdwales bessere Existenzaussichten zu haben und wir siedelten nach Sydney über. Aber es war die alte Geschichte. Er war von maßloser Heftigkeit gegen seine Schüler, und deren Eltern bedankten sich dafür, einen derartigen Wüterich von Lehrer ins Haus zu lassen. Er verlor einen Schüler nach dem andern, und hätte ich nicht Gesangstunden gegeben, so hätten wir wohl am Hungertuche genagt. Ich arbeitete von früh bis spät, tagaus tagein, jahraus jahrein. Wenn ich abends müde und erschöpft nach Hause kam, dann — — Doch er ist tot. Lassen wir ihn ruhen!"

Fred schaute sie mitleidig an und in seinem Herzen erhob sich ein finsterer Groll gegen den verstorbenen Fenton. Es empört jeden ritterlich denkenden Mann, wenn er hört, wie eine reizende Frau von einem rohen Trunkenbolde von Gatten Mißhandlungen hat erleiden müssen. „Hatten Sie ihn — hatten Sie ihn trotzdem lieb?" fragte er leise und fast schüchtern.

„Zuletzt nicht mehr; es war ein Ding der Unmöglichkeit. Anfangs muß ich ihm wohl gut gewesen sein — obgleich ich es jetzt nicht mehr recht glauben kann. Können Sie sich in die Lage eines jungen Dinges versetzen, das lebhaften Geistes ist und wie eine Sklavin behandelt wird, das ein heißes, leidenschaftliches Herz hat und dem jeder Umgang mit Freundinnen, mit Altersgenossinnen verboten wird, das einsam heranwächst und infolgedessen seine Talente zu überschätzen geneigt ist, dessen Stunden des Zweifels an sich selber doppelt bitter und traurig sein müssen? — — Solch ein armes Ding war ich — ich fühlte mich trostlos verlassen und unglücklich, und es war mir daher nicht zu verargen, daß ich mich dem ersten Menschen, der mich zu lieben und hochzuhalten schien, schrankenlos hingab. Vermutlich hatte mein Gatte bei seinem glühenden Werben um mich die beiden Vorteile, die er von mir erwartete, nicht außer acht gelassen — meine Stimme, von der er stets behauptete, sie sei ein Kapital, und meines Vaters Reichtum. Er wurde bitter enttäuscht. Meine Stimme hat ihm kein Kapital eingebracht und meines Vaters Reichtum fällt mir erst drei Jahre nach meines Gatten Tode zu. Nun, das ist alles vorbei — vorbei. Ich bin nicht Komödiantin genug, um zu sagen, daß ich betrübt über meine Witwenschaft sei. Was mir allein schmerzlich ist, was mich allein betrübt, ist der Gedanke, daß ich auf Ihre Kosten reich geworden bin."

„Das darf Sie wirklich nicht betrüben," sagte Fred. „Ich gebe Ihnen mein Wort, daß es mich nicht im mindesten betrübt. Sie standen meinem Onkel näher als ich, und es wäre daher eine Ungerechtigkeit gewesen, Sie zu enterben. Und schließlich ist es für einen Mann eher ein Vorteil, zur Arbeit gezwungen zu sein."

„Dasselbe sagte mir der alte Rektor, aber ich bin fest überzeugt davon, daß Sie beide nur so sprechen, um mich zu trösten."

Sie machte ein trauriges Gesicht, aber Fred that sein Möglichstes, um sie zu beruhigen, und das gelang ihm auch endlich. Dann, nachdem sie ihre gute Laune wieder hatte,

begann sie, sich nach seinen Angelegenheiten zu erkundigen und sie entfaltete dabei eine solche Liebenswürdigkeit, daß, ehe Fred nach Hause ging, sie die ganze Geschichte seiner Neigung zu Susie Moore gehört hatte.

„O, Sie müssen nicht so schüchtern sein," bemerkte sie. „Wie kann das Mädchen wissen, daß Sie es lieben, wenn Sie es ihm nicht sagen? Wenn Susie Sie liebt, wartet sie sicher gern ein paar Jahre auf Sie. Will sie das nicht — nun, so verlieren Sie eben nicht viel an ihr."

„Susie kann ihrer eignen Neigung nicht folgen," erwiderte Fred kopfschüttelnd. „Sie hat einen Vater und eine Stiefmutter."

„Ach, dummes Zeug! Es ist keine Sünde, die zu hintergehen."

„In Susies Augen sicherlich."

„Nun, wenn sie so kleinlich denkt — aber da ich sie nie gesehen und kein Urteil über sie habe, will ich lieber schweigen. Vielleicht findet sich eine Gelegenheit, wo Sie mich der jungen Dame vorstellen können. Aber ich weiß es im voraus, daß Ihre Susie mir nicht gefallen wird."

Fred runzelte ein wenig die Stirn. „Warum nicht?" fragte er.

Mrs. Fenton lachte. „Aus einem für mich sehr beschämenden Grunde," erwiderte sie. „Ich bin eine sehr eifersüchtige Natur und möchte gern bei allen Menschen, die ich liebe, Alleinherrscherin sein. Es ist ein angeborner Fehler, gegen den ich vergebens ankämpfe — er läßt sich nicht unterdrücken. Sie gefallen mir ausnehmend gut — legen Sie mir meine Offenheit nicht falsch aus; auch die gehört zu meiner Natur. Ich liebe entweder, oder ich hasse — einen Mittelweg gibt es bei mir nicht. Nun sagen Sie selber, würde Susie als Ihre Frau es gern sehen, daß ich Sie lieb habe? Würde unsere Freundschaft nicht an Ihrem Hochzeitstage ein jähes Ende erfahren? Darum müssen Sie es mir nicht übelnehmen, wenn ich den stillen Wunsch hege, Miß Susie Moore wäre — im Himmel. Aber deshalb verspreche ich Ihnen dennoch, falls ich sie kennen lerne, sie

nicht zu vergiften, sondern sie mir recht unparteiisch zu betrachten und Ihnen dann mein Urteil über sie offen zu sagen. Das meinige wird jedenfalls gerechter sein, als das Ihrige, und ist darum vielleicht nicht ganz ohne Wert für Sie."

Achtes Kapitel.

Fred Musgrave war ein junger Mann, dessen Herz sich nicht schwer erobern ließ. Wie bereits erwähnt, besaß er eine glückliche Natur und dachte von jedem Menschen das Beste. Mißtrauen war eine Eigenschaft, die ihm völlig fern lag. Er erwiderte jedes freundliche Entgegenkommen herzlich, und es dauerte daher nicht lange, so hatte seine Cousine die Freundschaft, um die sie so dringend warb, gewonnen. An jedem Morgen fand Fred sich bei Mrs. Fenton ein und bot ihr seine Dienste für den neubeginnenden Tag an. Er erhielt stets die Antwort, wenn es seine Zeit erlaube, so möchte er sich setzen und ein wenig mit ihr plaudern.

„Aber Sie müssen sich, sobald Sie meiner müde sind, sofort entfernen," pflegte sie stets ihrer Aufforderung hinzuzusetzen. „Welchen Vorteil zögen wir wohl aus unsrer nahen Verwandtschaft, wenn wir uns den geringsten Zwang in unserm gegenseitigen Verkehre auferlegten!"

Wie es schien, war er nie derjenige, der ihrer müde wurde, sondern sie fand es immer für geraten, ihn nach kurzer Zeit zu entlassen. Ihre Zeit gehörte ihr nicht völlig an. Die Briefe, die Laura von Sydney gebracht hatte, waren nicht erfolglos geblieben und hatten ihr viele Aufmerksamkeiten und Einladungen und einen ziemlich ausgebreiteten Verkehr eingetragen.

„Sie glauben nicht," sagte sie eines Tages zu Fred, „welch ein angenehmes Gefühl es ist, von allen vornehmen Leuten als ihresgleichen behandelt zu werden. Seit Jahren

war ich daran gewöhnt, mich übersehen zu lassen, in gönnerhaftem Tone zu mir sprechen zu hören, überall hintangesetzt zu werden. Ich frage mich oft, ob die schöne Gegenwart nicht nur ein Traum sei, der mich äffe. Alle vornehmen Damen — nicht wahr, Lady Clamborough ist eine sehr vornehme Dame? Sie ist eine Gräfin und wohnt in Belgrave-Square; in Summa: sie ist eine große Dame, nicht wahr?"

Fred lachte. „Vielleicht. Ja, ich glaube, man kann sie so nennen."

„Das freut mich. Das freut mich herzlich. Ich bin nämlich sehr stolz auf den Verkehr mit ihr. Sie ist die gewichtigste Person meines ganzen Umgangskreises. Ich war eben im Begriffe zu sagen, alle diese vornehmen Damen behandeln mich so, als wäre ich wirklich ihresgleichen."

„Sind Sie das etwa nicht? Ist die Familie, der Sie entstammen, nicht geachtet und ehrenwert?"

Sie schüttelte den Kopf. „Ich habe zu lange in traurigen Verhältnissen gelebt, um mich so rasch zu dieser Ansicht aufschwingen zu können. Aber seien Sie unbesorgt; ich lasse es niemand merken, daß ich mich ihm untergeordnet fühle. Ich habe ein entschiedenes Schauspielertalent und werde mir sicher mit der Zeit ganz das Wesen der Londoner Damen anzueignen im stande sein. Geben Sie einmal acht, wie gut ich kopieren kann! So! Jetzt bin ich Lady Clamborough."

Sie stand auf, ging mit kurzen, trippelnden Schritten durchs Zimmer, machte ein verwundertes Gesicht, zog die Augen zusammen und sagte: „Wer ist da? Mrs. Fenton? O, guten Abend, meine liebe Mrs. Fenton. Verzeihen Sie, daß ich Sie nicht sofort erkannte. Ich bin so entsetzlich kurzsichtig, und weiß der Teufel, wo ich wieder mein Glas gelassen habe!"

„Sagt Lady Clamborough wirklich: ‚Weiß der Teufel?'" fragte Fred lachend.

„Sie sagte es gestern zweimal. Ueberhaupt liebt sie eine offene Sprache, denn sie erzählte mir in Gegenwart

mehrerer Herren, sie hätte Aprikosentorte zum Frühstück gegessen und Leibweh davon bekommen. Aber dieser Ton scheint in den vornehmen Kreisen nichts Ungewöhnliches zu sein. Dadurch unterscheiden diese sich von den mittleren Klassen, daß sie sich alles erlauben dürfen, während die andern immer fürchten, sich ‚nicht fein‘ zu betragen. Eine Gräfin kann sich so wenig ‚fein‘ als möglich ausdrücken, sie bleibt immer, was sie ist. Nicht wahr?"

Eines Morgens erzählte sie ihm voller Stolz, daß sie einen gesellschaftlichen Triumph gefeiert habe. „Ja, ja, es ist wirklich so. Gestern abend war ein größeres Diner bei Lady Clamborough, zu dem sie lauter vornehme Leute eingeladen hatte. Nach Tische wurde ich zum Singen aufgefordert. Anfangs hatte ich die Absicht, die Aufforderung abzulehnen; sie erinnerte mich zu sehr an die alten, bösen Zeiten, da ich nur des Singens wegen überall eingeladen wurde und infolgedessen meine eigne Stimme haßte. Aber dann sagte ich zu mir selber: ‚Liebes Kind, werde nicht übermütig! Was bist du mit deinen lumpigen achttausend oder neuntausend Pfund Sterling Zinsen im Vergleich zu all diesen Aristokraten und Herrlichkeiten? Du mußt sie amüsieren, oder sie schieben dich bald achtlos auf die Seite.‘ So sang ich denn, und ich muß gestehen, ein dankbareres Publikum habe ich mein Lebtag nicht gesehen. Alles drängte sich um mich, sagte mir tausend freundliche Worte, nannte mich eine Zierde der Gesellschaft und riß sich um meine Nähe. Wieviel Einladungen ich erhalten habe, davon haben Sie keinen Begriff."

„Sie müssen eine wunderschöne Stimme haben," sagte Fred.

„Man sollte es denken. Aber glauben Sie mir, sie ist wirklich nur ganz mittelmäßig. Ich habe eine gute Schule genossen, das leugne ich nicht, und kann daher aus meiner Stimme so viel als möglich machen. Aber daß sie nicht viel wert ist, beweist schon der Umstand, daß sie nie im stande war, mir viel Geld einzubringen. Bisher habe ich mich ihrer immer mehr geschämt, als daß ich stolz darauf gewesen wäre. Jetzt erst fange ich an, sie als einen

Schatz zu betrachten, da sie mir den Eintritt in die vornehme Gesellschaft ermöglicht."

„Betrachten Sie den Umgang mit der vornehmen Gesellschaft als ein so großes Glück?"

Sie schnitt eine kleine Grimasse. „Ein Glück nicht gerade. Aber ich möchte ihn doch gern haben. Erstens ist er mir etwas Neues, und zweitens hat es einen gewissen Reiz für mich, den ich Ihnen schwer beschreiben kann, mich mit Herzoginnen und Gräfinnen wie mit meinesgleichen zu unterhalten. Jetzt finden Sie mich sehr aufgeblasen, nicht wahr? Indes," fügte sie nach einem Augenblick der Ueberlegung hinzu, „ist es mir völlig gleichgültig, ob meine Freunde von Adel sind oder nicht, und Sie sind mein einziger wirklicher Freund, Fred."

Derartige Versicherungen verfehlten nicht, Eindruck auf Fred zu machen, und als der junge Mann das nächste Mal mit Mr. Breffit zusammentraf, sprach er mit solcher Wärme über seine Cousine, daß der gutherzige Pläneschmieder innerlich vor Entzücken hätte jauchzen mögen. Eine Heirat zwischen nahen Verwandten wird gewöhnlich aus verschiedenen Gründen abgeraten; hier aber gebot sie sich ganz von selber, und es wäre ein Wahnsinn gewesen, sich ihr zu widersetzen.

„Wir wollen sie sich selber überlassen — Sie sollen sehen, es wird ein Paar aus ihnen," sagte Mr. Breffit schmunzelnd zu Sir James Le Breton. Dieser zuckte die Achseln und erwiderte, er würde mit einem derartigen Ausgange sehr zufrieden sein. Er war gottlob weder Mrs. Fentons Vormund noch ihr Rechtsanwalt — mochte sie ihren Vetter heiraten, wenn sie Lust dazu hatte! Seiner Ansicht nach handelte sie zwar klüger, wenn sie freie Herrin ihrer Hand und ihres Vermögens blieb, aber da jeder seines Glückes Schmied ist, so hatte sich kein Mensch darein zu mischen, wenn sie es vorzog, ihre Freiheit aufzugeben und sich einem andern unterzuordnen.

Aber Mrs. Fenton schien jede Absicht, ihren Vetter zu heiraten, fern zu liegen. Sie redete ihm — im Gegen=

teile — eifrig zu, sich einer andern zu nähern und ihr, der sein Herz gehörte, seine Liebe zu gestehen. Ihr Wunsch, mit der Familie Moore bekannt zu werden, hatte sich noch immer nicht verwirklichen lassen, und da die Saison ihrem Ende entgegenzugehen begann, so war es kaum anzunehmen, daß der Zufall Susie noch einmal in Mrs. Fentons Weg führen würde.

Aber er that es dennoch. Eines Abends hatte Fred seine Cousine ins Theater begleitet und sich bereits während eines ganzen Aktes über das Entzücken, mit dem sie jeden noch so geringfügigen Witz begrüßte, amüsiert, als sich plötzlich die Logenthür öffnete und vier Personen hereinließ, die die noch leeren Plätze in der Loge, in der Fred und Laura sich befanden, einnahmen. Als erster erschien der dicke General Moore mit seinem strahlenden, gutmütigen Gesichte; dann folgte seine schöne Gattin, dann kam Susie und zum Schlusse erschien zu Freds Aerger der unvermeidliche Claughton. Alle begrüßten Fred freundlich und blickten neugierig auf seine Gefährtin hin. Nur Claughton schien kein Auge für sie zu haben. Fred stellte seine Cousine natürlich den Neugekommenen vor und hörte zu seiner Verwunderung, wie die Generalin Laura die Versicherung gab, daß es schon lange ihr Wunsch sei, ihre Bekanntschaft zu machen.

„Lady Clamborough hat mir schon so viel von Ihnen erzählt," sagte sie. „Sie behauptet, Sie hätten die schönste Stimme, die sie je gehört hätte."

Mrs. Fenton lächelte. Was sollte sie wohl darauf erwidern? Sie begnügte sich, zu sagen, daß sie die Musik sehr liebte und sehr gern spielte und sänge.

Fred beobachtete mit Staunen und Bewunderung die Anmut und Gewandtheit, die Laura bei der Unterhaltung mit ihr bisher wildfremden Menschen an den Tag legte. Wie klug seine Cousine war, ging daraus hervor, daß sie es auf den ersten Blick begriffen hatte, welche Art von Frau Mrs. Moore sei und wie man sie behandeln müsse. Das war eine andere Laura, als die, mit der Fred bisher verkehrt hatte. Sie sprach leise und sanft, sie schlug ab und

zu die Augen nieder, sie benahm sich so ladylike und taktvoll, daß der General und seine Gattin sich ab und zu einen verständnisvollen Blick zuwarfen und von ihrer neuen Bekannten ganz entzückt zu sein schienen.

Da Fred seine Cousine so gut untergebracht sah, glaubte er kein Unrecht zu begehen, wenn er sie sich selber überließ und sich Susie widmete, die dicht vor ihm saß und lebhaft mit Claughton plauderte. Er beugte sich zu ihr hinüber und begann eine Unterhaltung mit ihr. Aber Susie wandte ihren Kopf nur halb nach ihm zurück und gab ihm eine sehr einsilbige Antwort. Gegen Hauptmann Claughton war sie offenbar weniger zurückhaltend; die Unterhaltung mit ihm stockte nicht einen Augenblick, und der junge Offizier zeigte es ziemlich deutlich, daß Mr. Musgraves Nachbarschaft ihm nicht sonderlich angenehm sei. Er sprach unausgesetzt im Flüstertone zu Miß Moore, was an und für sich schon höchst unpassend war, und sobald Fred etwas sagte, drehte er an seinem langen Schnurrbarte und schaute ziemlich ungeduldig umher.

„Ich habe mich nicht im Monat Juli der Hitze eines Theaters ausgesetzt, um mich auch noch zu ärgern.“ Derart etwa mochten seinem Gesichtsausdruck nach seine Gedanken sein, die er aber aus Höflichkeit für sich behielt.

Als der Vorhang aufging, hörten selbstverständlich alle feindlichen Kundgebungen auf. Fred beschloß, keine ferneren hervorzurufen und nicht mehr das Wort an Susie zu richten. Er war sehr verstimmt, als er das Theater verließ, und als er im Wagen neben seiner Cousine saß, konnte er die Bemerkung nicht unterdrücken: „Ich glaube, ich war ein rechter Thor, Laura.“

„Das ist wohl möglich,“ erwiderte sie lachend. „Aber wie kommen Sie so plötzlich zu dieser Einsicht?“

„Ich meine, ich war ein Thor, mir auch nur einen Augenblick einzubilden, Susie sei mir gut. Sie übersieht mich jetzt vollständig und hat nur Augen und Ohren für Claughton.“

Mrs. Fentons schlanke Finger erfaßten in der Dunkel-

heit Freds große, starke Hand, die neben ihr auf dem Sitz lag, ohne den Druck zu erwidern. „Armer Junge!“ sagte sie leise.

„An meinem nächsten Geburtstage werde ich achtundzwanzig Jahre, folglich bin ich gerade kein Junge mehr,“ erwiderte Fred, dessen Nerven sehr gereizt waren.

„Nein, aber Sie sind alt genug, sich nichts daraus zu machen, wenn man Sie so nennt, und Ihrem Charakter nach sind Sie ja noch ein reines Kind. Mir sind Sie darum nur um so lieber. Ob Miß Moore Ihnen gut ist, weiß ich nicht, aber ich fürchte, sie hat keine große Lust, eines armen Mannes Frau zu werden.“

Das war der Gedanke, der Fred den ganzen Abend hindurch gequält hatte. Es war zu auffallend, daß Susies verändertes Wesen mit jener Zeit zusammenfiel, da sich Freds Verhältnisse plötzlich verschlechtert hatten. Da man es jedoch nicht gern hat, einen derartigen Gedanken von einem andern unumwunden aussprechen zu hören, sagte er: „Sie kennen Susie zu wenig, um ein Urteil über sie zu haben, Laura. Sie ist durchaus nicht das, wofür Sie sie halten. Mir scheint es durchaus nicht unwahrscheinlich, daß sie sich in Claughton verliebt hat.“

„Durchaus nicht“, stimmte Mrs. Fenton etwas schnippisch zu.

„Also sagen Sie es, bitte, nicht noch einmal, daß sie mich verwirft, weil ich ihr zu arm bin,“ fuhr Fred fort.

„Lieber Fred, verzeihen Sie, daß ich nicht blind bin und es bemerkt habe, daß sie Ihnen sehr ostentativ den Rücken zukehrte und Sie so wenig als möglich beachtete. Man kann jemand übersehen, ohne ihn zu verletzen — Susie aber wollte Sie offenbar verletzen. Jedoch ich kann mich irren. Ich hoffe sogar, daß ich es thue. Zürnen Sie mir nicht, Fred. Ich habe Sie wirklich nicht kränken wollen. Und daß ich Ihnen gegenüber aufrichtig bin, ist sicher kein Grund für Sie, mir böse zu sein.“

„Verzeihen auch Sie mir meine Unfreundlichkeit, Laura,“ sagte der junge Mann reuig. „Ich weiß es sehr gut, daß Sie mir nicht absichtlich wehe thun wollten. Seien Sie nur

immer ehrlich gegen mich. Selbst wenn ich schmerzliche Wahrheiten zu hören bekomme, so ist mir Aufrichtigkeit immer lieber als höfliches Schweigen. Trotzdem sage ich es Ihnen noch einmal, daß Sie Susie zu wenig kennen, um ein Urteil über sie zu haben."

„Nun, vielleicht bietet sich mir eine Gelegenheit, sie genauer kennen zu lernen," antwortete seine Cousine lachend. „Mrs. Moore war sehr freundlich gegen mich und forderte mich auf, sie zu besuchen. Haben Sie übrigens mein Verhalten gegen Mrs. Moore beobachtet und waren Sie zufrieden damit?"

„Sehr. Ich muß gestehen, ich war sehr verwundert —"

„Mich die Rolle der großen Dame ohne jede Schwierigkeit spielen zu sehen? Das dürfte Sie nicht in Erstaunen setzen, lieber Fred. Sehen Sie, die arme Musiklehrerin war ich eben lange genug; hätte ich mich als solche aufgespielt, so hätte die Generalin mich eingeladen, um ihre Gäste zu unterhalten; so aber ladet sie mich ein, damit ich mich von ihnen unterhalten lasse. Sie sehen, ich habe in der kurzen Zeit meines Hierseins schon viel gelernt. Nicht wahr, Mrs. Moore und ihr Gatte waren ganz entzückt von mir? Ich wette, sie macht mir gleich morgen einen Besuch und ladet mich zu Tisch oder zum Abend ein."

Lauras Prophezeiung ging schnell in Erfüllung, denn schon am Tage, nach dem die Generalin die Bekanntschaft der jungen Witwe gemacht hatte, stattete sie ihr einen Besuch ab, und zwei Tage später erhielt Mrs. Fenton folgendes Billet von ihr: „Wollen Sie mir die Freude machen und am Dienstag bei uns essen? Wir erwarten einige Gäste zu Tisch, unter andern auch Ihren Herrn Vetter. Da wir in den nächsten Tagen unsre Reise antreten, so würde es mir doppelt leid thun, falls Sie beide meine Einladung ausschlügen und mir die Gelegenheit raubten, Sie bei mir zu sehen."

Mrs. Fenton bewies Fred das Interesse, das sie an ihm nahm, dadurch sehr sichtlich, daß sie eine Einladung, die sie für denselben Tag zu einer Freundin Lady Clam-

boroughs erhalten hatte, ablehnte. „Wenn ich Ihnen auch in weiter nichts nützen kann,“ sagte sie zu Fred, „so will ich wenigstens Hauptmann Claughton an mich zu fesseln versuchen, damit Sie freies Spiel bei Susie haben.“

Fred mußte über ihr Selbstvertrauen lachen. „Halten Sie es nicht für zu leicht, Claughton zu fesseln,“ erwiderte er.

„Nichts leichter als das. Sie kennen mich noch nicht halb, mein bester Fred. Ich war förmlich darauf angewiesen, mich beliebt zu machen, und ich darf wohl sagen, daß ich eine ziemliche Fertigkeit darin habe, namentlich bei dem männlichen Geschlecht. In Sydney galt ich für sehr gewinnend.“

„Das wundert mich gar nicht,“ sagte Fred.

„O, Sie haben keine Idee, wie ich sein kann, wenn ich will. Leider Gottes war ich in Sydney zur größten Vorsicht gezwungen. Denn ich durfte es mit keiner Frau verderben, wenn ich mir nicht selber schaden wollte. Ich muß indes gestehen, daß mich die Fertigkeit in dieser Kunst wenig eitel macht. Jeder Mann ist an irgend einer Schwäche zu fassen.“

„Hm! Sagen Sie mir offen, Laura, ob Sie Ihr Eroberungssystem gegenwärtig auch bei mir in Anwendung bringen?“

„Nein. Wirklich nicht. Sie müssen es ja längst bemerkt haben, daß es nicht in meiner Absicht liegt, mit Ihnen zu kokettieren. Ich trete alle Ansprüche auf Sie an Fräulein Susie ab.“

„Sie kennen Susie zu wenig, um jedesmal, wenn Sie ihren Namen nennen, einen so überaus spöttischen Ton anzuschlagen.“

„Nun, ich werde sie ja jetzt besser kennen lernen. Aber ich werde mich hüten, mein Urteil meinem Hitzkopf von Vetter mitzuteilen, wenn es nicht schmeichelhaft ausfällt.“

„Es wäre sehr unfreundlich von Ihnen, wenn Sie mir nicht sagen wollten, was Sie denken,“ erklärte Fred. „Ich bin kein solcher Esel, mir einzubilden, es müsse sich jeder gleich in sie verlieben; nur müssen Sie mir gestatten, bei

meiner Meinung zu bleiben, auch wenn sie von der Ihrigen abweicht."

„Das muß ich wohl," antwortete Mrs. Fenton lachend. „Doch würde ich es unterlassen, wenn es in meiner Macht stünde, denn es ist doch zweifellos, daß meine Meinung unparteiischer und darum wertvoller ist."

Neuntes Kapitel.

Es war ziemlich spät, als sich Fred und seine Cousine in die Mooresche Wohnung in der Cromwellstraße begaben, und die meisten Gäste hatten sich bereits dort eingefunden. Hauptmann Claughton glänzte einstweilen durch Abwesenheit, was Fred aus mehr als einem Grunde sehr lieb war. Einerseits war ihm der Nebenbuhler nicht im Wege, andrerseits hatte er keine besondere Lust, sich ihn durch die gütige Vermittlung Mrs. Fentons vom Halse schaffen zu lassen. Seitdem seine reizende Cousine sich ihm gegenüber ihrer Eroberungskünste gerühmt hatte, war sie in seiner Achtung um einen kleinen Strich gesunken. Kein einziger Mann hört wohl gern eine Frau sich ihrer Fertigkeit in der Koketterie rühmen.

Der General und seine Gattin begrüßten Fred sehr herzlich.

„Sie haben sich eine Ewigkeit nicht bei uns sehen lassen," sagte Mrs. Moore. „Wie reizend sieht Ihre Cousine aus! Mein Mann und ich sind ganz entzückt von ihr. Sie ist wirklich eine bezaubernde Frau. Ich glaube, wir sind vollzählig und können zu Tische gehen. Hauptmann Claughton dürfen wir leider nicht erwarten. Sie haben wohl schon von dem Verluste gehört, der ihn betroffen hat?"

Fred schüttelte den Kopf. „Ich sehe Claughton sehr selten. Was hat er denn verloren? Seine Uhr, oder sein Herz, oder einen andern wertvollen Gegenstand?"

Die Generalin lachte. „Nur seinen älteren Bruder."

„Nur?"

„Man kann es als kein großes Unglück betrachten, daß er gestorben ist. Er war herzkrank und hat monatelang schwer gelitten. Ich glaube, Hauptmann Claughton ist bereits zum Begräbnis gereist. Dieser Todesfall ändert natürlich seine Verhältnisse mit einem Schlage. Aber ich hoffe, daß er trotzdem nicht daran denkt, seinen Abschied zu nehmen. Und ich finde es schrecklich, wenn ein im besten Mannesalter stehender Mann ohne Beruf und Beschäftigung in der Welt lebt."

Freds Harmlosigkeit und Unbefangenheit machte ihn im allgemeinen zu keinem sehr scharfsichtigen Beobachter, aber die Bedeutung dieser vertraulichen Bemerkung konnte ihm doch nicht entgehen. Sie sollte besagen: „Bilde dir nur ja nicht ein, junger Mann, daß du aus einem andern Grunde eingeladen worden bist, als weil es unserm guten Herzen widerstrebt, jemand, dem es schlecht geht, schlecht zu behandeln und gänzlich von unserm Verkehr auszuschließen. Aber als Schwiegersohn bist du mit deinen zehntausend Pfund Sterling uns zu arm. Da ist Claughton jetzt eine ganz andre Partie. Er erbt eine Besitzung, die mehr Morgen hat, als du Sovereigns besitzest."

All dies verstand Fred sehr wohl, ja er dachte sogar, daß Mrs. Moore etwas gar zu deutlich war. Ob Susie ebenso dachte, wie ihre Stiefmutter, blieb abzuwarten. Leider sollte sein Wunsch, Susie zu Tische zu führen, sich nicht erfüllen. Er wurde zum Partner eines ältlichen, lebhaften Fräuleins bestimmt, und Miß Moore, deren Tischnachbar Claughton gewesen wäre, begab sich allein in den Speisesaal. Zwar hatte sie den Platz zu Freds linker Hand, aber die zu seiner Rechten sitzende alte Jungfer belegte ihn so ganz mit Beschlag, daß er nur wenig Gelegenheit zur Unterhaltung mit Susie fand. Richtete er jedoch das Wort an sie, so antwortete sie ihm in derselben Art, wie sie es im Theater gethan hatte: höflich, aber gleichgültig und kalt. Vergebens bemühte er sich, irgend ein Thema anzuschlagen, das ihr früher

Interesse eingeflößt hatte — sie war durch nichts zu erwärmen. Er wagte einen letzten Versuch und begann von seinem Drama, der einzigen Quelle seiner Hoffnungen für die Zukunft zu sprechen — Susie zeigte deutlich, daß jedes Interesse, das sie früher an Freds Arbeiten genommen hatte, geschwunden war. Sie war sichtlich zerstreut und gedankenabwesend. Fred ließ den Mut sinken. Es war zu klar, daß ihre Stimmung durch Claughtons Abwesenheit litt; Susie gab sich ja gar nicht die Mühe, es zu verbergen, daß sie mit ihren Gedanken überall sonst weilte, nur nicht bei ihrem Nachbar zur Rechten. Nun wurde auch Fred zerstreut und einsilbig.

Mrs. Moore, die stets der Ansicht war, daß man seine Gäste nicht einladet, damit sie stumm am Tische sitzen und Grillen fangen, hätte Freds Schweigsamkeit gewiß übel vermerkt, wenn Lauras Lebhaftigkeit und Munterkeit sie nicht in so gute Laune versetzt hätten, daß sie sich ganz unfähig fühlte, jemand zu zürnen. Mrs. Fenton unterhielt die ganze Tischgesellschaft durch ihre drolligen Einfälle und Bemerkungen. Der General, der Lauras Tischnachbar war, bekam verschiedene, durch Lachen hervorgerufene Erstickungsanfälle, als die junge Witwe ihm ihre Eindrücke über das Londoner Leben mitteilte. Sie entzückte einen jeden durch ihre Munterkeit und ihre Anmut, und als die Damen den Speisesaal verließen, um die Herren ungestört dem Genuß ihrer Cigarre zu überlassen, stimmten die Zurückgebliebenen in beredtester Weise Lauras Lob an und alle waren einig darin, daß es nicht sobald wieder eine zweite so bezaubernde Frau gäbe als die Tochter des alten verstorbenen Dekans.

Aber es ist leichter für eine Frau, Herren zu entzücken, als Eroberungen bei ihrem eignen Geschlechte zu machen. Die Herzen der Männer hatte Mrs. Fenton sich im Sturme erobert, aber als sie ihr Glück bei Susie Moore versuchen wollte, widerfuhr ihr eine offenbare Zurückweisung. Aus Gründen, die Susie selber am besten kannte, wich sie dem Entgegenkommen der andern geflissentlich aus. Sie beantwortete Mrs. Fentons freundliche Anrede kühl und einsilbig,

ja, um die Wahrheit zu gestehen, ihr Ton war sogar unartig. Als Mrs. Fenton auf Fred zu sprechen kam und ihn in den Himmel erhob, beharrte sie in zuerst trotzigem Schweigen, um schließlich nur zu sagen, Mr. Musgrave gelte allgemein für sehr anziehend, sie selbst kenne ihn nicht näher.

Mrs. Fenton machte ein verwundertes Gesicht. „Und ich glaubte, Sie seien sehr gut miteinander bekannt,“ sagte sie.

„Woraus zogen Sie diesen Schluß?“

„Aus Freds eignen Worten.“

„Wir spielten vor einigen Monaten Theater, und da er die Regie übernommen hatte, so führte ihn dies Amt öfter in unser Haus. Das dauerte aber nur ganz kurze Zeit. Im übrigen kenne ich ihn so gut wie gar nicht. Es kommt mir daher sehr unwahrscheinlich vor, daß er Ihnen gesagt haben könnte, wir seien sehr gut miteinander bekannt.“

„O, ich kann keinen Eid leisten, daß das seine eignen Worte gewesen seien,“ erwiderte Mrs. Fenton lachend. „Der Sinn war jedenfalls ein ähnlicher. Es thut mir leid, daß er Ihnen nicht zu gefallen scheint. Ich habe ihn sehr lieb. Er ist so gut, so ehrlich, so selbstlos, so hübsch. Eigentlich hätte er das Recht, mich zu hassen, da ich es ja bin, die ihn unverschuldet aus einem reichen in einen verhältnismäßig armen Mann verwandelt hat. Aber er thut es trotzdem nicht. Im Gegenteil. Er ist von Anbeginn an die Güte selber gegen mich gewesen. Wenn ich seine eigne Schwester wäre — und nicht eine höchst ungelegen kommende Cousine — er könnte nicht aufmerksamer und höflicher gegen mich sein.“

Susie erwiderte kühl, sie freue sich, das zu hören. Damit war das Gespräch zu Ende, denn die Herren erschienen im Salon und die Generalin näherte sich Mrs. Fenton und fragte sie, ob sie allen Anwesenden die sehr, sehr große Freude bereiten und ein paar Lieder vortragen wollte.

Mrs. Fenton war gern dazu bereit. Sie sagte, zwar hätte sie keine Noten bei sich und sei außerdem nicht daran gewöhnt, sich selber zu begleiten, aber sie wolle ihr Mög-

lichstes thun und bäte schon im voraus um Entschuldigung für ihre gewiß ziemlich mangelhaft ausfallende Leistung.

So begab sie sich denn ans Klavier, indem sie ihre Handschuhe auszog und unterwegs ein paar Worte an die Herren richtete, die in einer Gruppe beisammen standen. „Lassen Sie mich nicht im Stich!" flüsterte sie lachend. „Ich soll singen und habe unbeschreibliche Angst. Nichts schrecklicher, als in Gesellschaft aufzutreten."

Einige der Herren stellten sich infolge dieser Bitte im Halbkreis ums Klavier, an dem sich Mrs. Fenton jetzt niederließ, um, nicht ohne zuvor jenen über die Schulter weg kokett zugelächelt zu haben, zu beginnen. Angst mochte sie wohl haben, doch merkte man ihr nichts davon an, auch hatte sie lediglich keine Veranlassung dazu. Ihre Stimme war nicht sehr stark, aber sie besaß einen ungemeinen Wohlklang, und die Art ihres Vortrages war außerordentlich anmutig. Der verstorbene Mr. Fenton hatte, wenn seine Gattin es sich je einfallen ließ, ein wenig ausdruckslos zu singen, sie mit Worten traktiert, die in keinem Komplimentierbuch zu finden sind, und Laura dadurch daran gewöhnt, jedem Ton, jeder Note ganz besondere Aufmerksamkeit zu schenken. Diese seine Strenge kam ihr jetzt vorzüglich zu statten. Nachdem Mrs. Fenton ein schwedisches Volkslied beendigt hatte, sang sie eine alte nordische Ballade und „An die Musik" von Schubert. Dann erhob sie sich vom Klavier. Mrs. Moores Gäste, die entzückt dem Gesange gelauscht hatten, umringten jetzt die Sängerin und sagten ihr tausend Schmeicheleien und anerkennende Worte für den Genuß, den sie ihnen bereitet hatte.

Fred, der den leeren Stuhl neben Susie eingenommen hatte, schien ebenfalls durch den Gesang seiner Cousine ganz hingerissen zu sein. „Nicht wahr, sie singt wundervoll?" wandte er sich fragend an seine Nachbarin.

„Ja, sie hat eine schöne Stimme," gab Susie ziemlich kühl zu, „und weiß etwas aus ihr zu machen. Sie scheint eine sehr kluge Frau zu sein."

„Klug? Ich weiß nicht, ob man das ‚Klugheit' nennen

kann. Sie ist sehr originell und sehr natürlich. In manchen Dingen ist sie noch ein Kind — ein wahres Kind. Ich glaube, wenn Sie sie näher kennen lernten — sie würde Ihnen sehr gut gefallen."

Susie war vom Gegenteil überzeugt. Sie gab dieser Ueberzeugung jedoch keinen Ausdruck, sondern sagte nur: „Sie scheinen ein großer Verehrer von ihr zu sein."

„Ich habe sie sehr gern, wie jedermann, der sie kennt. Selbst der alte Mr. Breffit, mein Rechtsanwalt, dessen Gunst sich nicht leicht erwerben läßt, und der monatelang sehnlichst ihren Tod erwünschte, ist ganz entzückt von ihr, und das will viel sagen, denn Breffit ist mir sehr gut und war daher wütend auf sie, daß sie mich — wie er meinte — um die Erbschaft brachte. Jetzt hat er seine Meinung vollständig geändert. Er spricht es nicht mit Worten aus, aber ich merke es ihm an, daß seiner Ansicht nach eine Tochter wie Laura jedes Vermögens wert ist."

„Ich finde nichts Außerordentliches dabei, daß ein Vater seiner Tochter sein Geld hinterläßt," bemerkte Susie kühl.

„Natürlich nicht. Das Merkwürdige an der ganzen Sache war nur, daß er mir in all den zwölf Jahren, die ich bei ihm war, nie von ihr gesprochen hatte. Nicht wahr, es wäre seine Pflicht gewesen, mir zu sagen, daß er eine Tochter hatte?"

„Ja. Es ist sehr traurig für Sie, daß er es nicht that und daß die Enttäuschung Sie unvorbereitet traf. Aber der Fall ist vielleicht nicht ganz hoffnungslos."

„Ich beklage mich ja gar nicht," antwortete Fred beleidigt. Jedes Wort, das Susie sprach, verletzte ihn, um so mehr, als er sich ganz klar darüber war, eine derartige Behandlung nicht verdient zu haben. Es glich ihr — wenigstens der Susie, wie Fred sie sich vorgestellt hatte — ganz und gar nicht, jemand, weil er arm geworden ist, schlecht zu behandeln, aber so sehr er es sich auch überlegte und so viel er auch darüber grübelte, er fand keinen andern Grund für ihr verändertes Benehmen gegen ihn, als eben seine verschlimmerte Vermögenslage.

Eine kurze Pause trat ein. Dann fragte Susie: „Ihre Cousine ist bedeutend älter als Sie, nicht wahr?"

„Sie ist ein paar Jahre älter als ich. Aber man sieht es ihr nicht an. Ich würde sie, wenn ich ihr Alter nicht wüßte, kaum für fünfundzwanzig halten."

„Ich finde, daß sie mindestens wie eine Fünfunddreißigjährige aussieht. Aber ich zähle auch nicht zu ihren Verehrern."

„Ich glaube, wir thun am gescheitesten daran, nicht mehr über sie zu reden," sagte Fred ein wenig ungeduldig. „Wir scheinen uns über dies Thema nicht friedlich einigen zu können. Sprechen wir lieber über einen Gegenstand, der Ihnen angenehmer ist, zum Beispiel über Claughton und sein Glück."

„Es ist immer angenehm, über Hauptmann Claughton zu sprechen, da er selber sich immer angenehm zu machen weiß," erwiderte Susie trotzig. „Was Sie unter seinem Glück verstehen, ist mir indes dunkel."

„Nun, natürlich seines Bruders Tod. Ist es vielleicht kein Glück, urplötzlich aus einem unbemittelten Offizier ein reicher Erbe zu werden?"

Susie sah ihrem Nachbar voll ins Gesicht, was sie den ganzen Abend noch nicht gethan hatte. „Wissen Sie, Mr. Musgrave," sagte sie, „daß Sie plötzlich recht bösartig geworden sind?"

Genau dasselbe hatte er aber von ihr gedacht; aber einer Dame ist manches zu sagen erlaubt, was man einem Manne nicht hingehen ließe, darum biß er sich auf die Lippen und schwieg.

„Nicht jeder," fuhr das junge Mädchen fort, „denkt wie Sie und betrachtet das Geld als das höchste und schätzenswerteste Gut der Welt."

Es ist nicht auffallend, daß Fred durch diese schmähliche Ungerechtigkeit sehr aufgebracht wurde. Liebte Susie Hauptmann Claughton, so konnte vernünftigerweise niemand etwas dagegen einwenden; ja selbst wenn sie ihn heiratete, weil ihre Familie es wünschte und weil ihr selbst die Vor-

teile dieser Partie einleuchteten, so konnte man auch darüber vielleicht ein Auge zudrücken. Für Heuchelei dagegen gibt es keine Entschuldigung. Es war denn doch etwas zu stark, daß sie den Versuch machte, ihre eigne Schwäche dadurch zu verdecken, daß sie kecklich andre deren beschuldigte, und nur die Dazwischenkunft Mrs. Moores, die dachte, ihre Stieftochter habe gerade lang genug mit Mr. Musgrave geplaudert, ersparte Susie eine derbe Zurückweisung.

Freds erste Bemerkung, nachdem er im Wagen seiner Cousine saß, war: „Jetzt ist alles aus!"

Mrs. Fenton verstand ihn sofort. „Das thut mir leid," antwortete sie, „und erfreut mich trotzdem zugleich. Finden Sie diese letztere Bemerkung sehr gefühllos?"

„Ich kann mir nicht denken, welchen Grund Sie haben könnten, sich darüber zu freuen."

„Wirklich nicht? Stellen Sie sich einmal vor, Sie wären mir so gut, als ich Ihnen bin — falls Ihre Phantasie im stande ist, sich etwas so Ungeheuerliches vorzustellen."

„Sie ist im stande dazu," erwiderte Fred mit gezwungenem Lachen.

„So, und nun stellen Sie sich ferner vor, ich liebte einen Mann, der mir ebenfalls gut zu sein scheint, aber mein Geld noch lieber hat als mich. Stellen Sie sich vor, ich hätte mein Geld plötzlich verloren, und nun beeilte mein Verehrer sich, sich so rasch als möglich von mir zurückzuziehen. Würde ich Ihnen dann nicht leid thun? Aber würden Sie nicht zu gleicher Zeit um meinetwillen froh sein, daß alles so gekommen ist?"

Fred seufzte. Er war wie die Mehrzahl seiner Mitmenschen kein Freund davon, sich unangenehme Dinge klar zu machen, aber es gibt eben Fälle, wo dies unvermeidlich ist, und so mußte er sich nach seiner Unterhaltung mit Susie gestehen, daß seine Cousine sie nicht zu hart beurteilt habe. „Vielleicht ist es eine ganz vernünftige Ansicht, sich zu freuen, daß alles so gekommen ist," sagte er, „aber ich bin einstweilen nicht im stande, sie mir anzueignen. Ich kann keinen großen Trost aus dem Bewußtsein schöpfen, daß das,

was ich begehrte, schließlich nicht begehrenswert gewesen wäre."

„Dieser Gedanke wird Ihnen später, wenn Sie ruhiger geworden sind, großen Trost gewähren," versicherte Mrs. Fenton zuversichtlich. „Ich habe Erfahrungen darin gemacht und weiß, was es heißt, einen übereilten Schritt zu thun, der sich nie wieder rückgängig machen läßt. Und wenn ich Sie noch so sehr durch meine Worte verletze, so muß ich Ihnen doch sagen, daß ich fest davon überzeugt bin, Ihre Liebe zu Miß Moore bestehe mehr in der Einbildung als in der Wirklichkeit. Liebten Sie Susie in der That, so hätten Sie sich die letzten Monate keine so musterhafte Zurückhaltung auferlegt. Das kann kein Mann."

Zur selben Stunde bemerkte die Generalin zu ihrer Stieftochter: „Siehst du, welch eine gute Prophetin ich war? Ein Blinder muß es bemerken, wie verliebt Mr. Musgrave in seine Cousine ist. Nun, er thut recht gescheit daran, sie zu lieben, und kein vernünftiger Mensch kann es ihm verargen."

„So viel ich bemerken konnte, ist seine Cousine verliebter in ihn, als er in sie," erwiderte Susie. „Sie ließ den ganzen Abend kein Auge von ihm."

Mrs. Moore zuckte die Achseln. „Desto besser für Mr. Musgrave. Ich will nur hoffen, daß er ihr wirklich gut ist, dem armen Ding! Es ist gar nicht hübsch von einem Mann in seinem Alter einen solchen Scharfblick für den nervus rerum zu haben; früher oder später kommen wir freilich alle zur gleichen Anschauung und thun am Ende gar nicht so unrecht daran. Denn was auch die Leute sagen mögen, wenn es sich nicht um ihre eignen Interessen handelt, Geld ist die Hauptsache, nicht die Liebe. Aber trotzdem sollte es ihm nicht schwer werden, sich in Mrs. Fenton zu verlieben, was er jedenfalls thun wird."

Zehntes Kapitel.

Mrs. Fenton hatte nicht unrecht mit ihrer Befürchtung, ihr Vetter würde ihr ihre Worte: er liebte Miß Moore weniger, als er sich einbildete, sehr übel nehmen. Zwar erwiderte er keine Silbe darauf, aber ihre Worte hatten ihn derartig verletzt, daß er im stillen behauptete, wenn Laura ihm wirklich so gut gewesen wäre, als sie zu sein versicherte, hätte sie unmöglich das Herz haben können, ihm derartiges zu sagen. Sie besaß einen gar zu merkwürdigen Charakter und, trotz aller guten Eigenschaften, oft einen ganz entschiedenen Mangel an Zartgefühl. In diesem besonderen Fall hätte er ihr jedoch ohne Zweifel viel eher vergeben, wenn er nicht das Gefühl gehabt hätte, daß ihr Vorwurf nicht ganz unberechtigt sei. Möglich, daß er übergewissenhaft gewesen war; vielleicht war es eine thörichte Voraussetzung, Susie werde sein langes Fernbleiben richtig zu deuten wissen, vielleicht ... aber er war fest entschlossen, sich nicht länger in Hoffnungen einzuwiegen, für die lediglich kein Grund vorlag; und wenn er ein wenig enttäuscht war, als er erfuhr, daß die Familie Moore London verlassen hatte, so lag dies daran, daß eben auch unbegründete Hoffnungen ein zähes Leben haben. Der General hatte heftige Gichtanfälle gehabt und war von seinem Arzte schleunigst nach Kissingen geschickt worden, von wo aus er später sich mit seiner Familie nach der Schweiz zu begeben gedachte.

„Ob Claughton jetzt ebenfalls die Gicht bekommen und sich nach Kissingen schicken lassen wird?" fragte Fred sich mit schmerzlichem Lächeln. „Oder ist er vielleicht schon so befreundet mit der Familie Moore, daß es keines Vorwands bedarf, wenn er ihr ins Ausland folgt?"

Es ist allgemein bekannt, daß Leute, die sich von jeher einer robusten Gesundheit erfreuten, weh und ach schreien, wenn ein heilsamer Dämpfer in Gestalt von Kopfweh oder Zahnschmerzen über sie kommt. Aehnlich erging es dem

armen Fred. Sein Herz war bisher gesund gewesen, jetzt zum erstenmale litt es einen wahren, tiefen Schmerz, und so tapfer der junge Mann sich auch bemühte, denselben zu verbergen, gelang ihm dieser Versuch doch nicht ganz und Mrs. Fentons scharfes Auge sah die Traurigkeit, die er nicht abzuschütteln im stande war, ganz deutlich auf seinem offenen Gesichte ausgeprägt. Einem jeden fiel die Veränderung in Freds bisher so fröhlichem Wesen auf, und die meisten schrieben sie dem Gram um das verlorne Vermögen zu. Nur eine einzige kannte den wahren Grund seiner Traurigkeit. Aber sie deutete es mit keinem Worte an, daß sie sah, was sie nicht sehen sollte.

Was auch Laura innerlich über ihres Vetters Liebesschmerz und über das Mädchen, das ihm denselben bereitete, dachte, sie schwieg jetzt beharrlich darüber und nannte kaum einmal Susies Namen vor Fred. Sie bemühte sich, den jungen Mann zu zerstreuen und zu erheitern und war sichtlich froh, wenn ihr dies vorübergehend gelang. Er mußte sie häufig in Theater und Konzerte begleiten, und sie gab ihm fortwährend die Versicherung, daß ihr nichts Vergnügen machte, wenn sie ihn nicht an ihrer Seite hätte. Schließlich hatte er thatsächlich das Gefühl, ihr unentbehrlich zu sein, und in ihr die uneigennützigste Freundin zu besitzen, die es auf der Welt geben konnte. Seine glücklichsten Stunden waren die, die er in ihrer Gesellschaft verbrachte. Manchmal gelang es ihr sogar, ihn zum Lachen zu bringen; und dann freute sie sich so kindlich, daß er sich der Rührung und Dankbarkeit nicht erwehren konnte.

Mrs. Fenton sah sich nach einer Wohnung in guter Gegend um, um daselbst ihr dauerndes Quartier aufzuschlagen. Aber so viel sie und Fred auch in Mayfair, in Belgravia und in Süd-Kensington suchten, sie fanden nichts, was ihnen gefiel, und beschlossen daher, alles einstweilen beim alten zu lassen und abzuwarten, bis der Zufall ihnen einmal etwas Geeignetes in den Weg führte.

„Wer weiß," sagte Laura eines Tages, „ob ich überhaupt je eines eignen Hauses bedürfen werde! Ich kann

sterben oder mein Geld verlieren. Welcher Mensch ist derartigen Zufällen nicht ausgesetzt!"

„Sie sind kerngesund und haben in Mr. Breffit einen ausgezeichneten Verwalter Ihres Geldes," antwortete Fred lachend. „Derartige Katastrophen sind daher wenig wahrscheinlich!"

Aber sie war in einer ihrer traurigen Anwandlungen und stimmte in sein Lachen nicht ein. „Nichts in der Welt ist unwahrscheinlich — außer dauerndem Glücke," erklärte sie. „Anhaltendes Glück ist das einzige Unmögliche und Unwahrscheinliche. Ich fühle mich gegenwärtig vollkommen glücklich, — oder ich wäre es, wenn ich wüßte, daß alles in derselben Weise weiterginge, wie bisher. Aber daran kann ich nicht glauben. Oft frage ich mich, ob ich es wirklich selber bin, die all dies Geld besitzt, die die Hände in den Schoß legen kann und es nicht nötig hat, zu arbeiten und sich zu quälen."

„Kam Ihnen denn nie der Gedanke, daß Ihr Vater Ihnen wenigstens einen Teil seines Vermögens hinterlassen würde?" fragte Fred verwundert.

Sie schüttelte den Kopf. „Nie. Ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich bis zu dem Tage, da ich den Aufruf in der Sydneyer Zeitung las, nicht im entferntesten an die Möglichkeit, meinen Vater zu beerben, dachte. Ich glaube, ich dachte überhaupt nicht nach, oder ich bemühte mich wenigstens, es nicht zu thun. Ich quälte mich einen Tag um den andern und gab mir alle Mühe, jeden Gedanken an die schreckliche Zukunft, da ich alt und häßlich sein und keine Stimme mehr haben würde, aus meinem Kopf zu verscheuchen. Aber," fuhr sie mit plötzlich veränderter Stimme fort, „wir wollen nicht mehr darüber sprechen. Die Vergangenheit ist tot und dahin, und die Zukunft gehört mir hoffentlich. Einstweilen will ich die Gegenwart genießen. Und Sie sollen sie mit mir genießen."

Er erwiderte, daß ihn das Zusammensein mit ihr beglücke, was sich auch wirklich so verhielt, eine Antwort, die sie völlig zu befriedigen schien.

Aber nur zu bald kam die Zeit heran, da beide Freunde sich trennen sollten. Die Saison war zu Ende; die gute Gesellschaft verließ London und auch Mrs. Fenton hatte von ihren neuen Bekannten Einladungen auf deren Güter erhalten, und zwar so dringende, daß es unhöflich gewesen wäre, sie auszuschlagen. Nahm sie sie jedoch an, so konnte sie nicht daran denken, vor Mitte September ihr eigner Herr zu sein. In bedauerndem Tone sagte sie zu Fred: „Ist es dann noch Zeit, an die See zu gehen, und würden Sie sich entschließen können, mich zu begleiten?"

„Natürlich," erwiderte Fred, „obgleich ich noch nicht recht daran glaube, daß Sie sich in die Einsamkeit eines kleinen Seebads vergraben werden. Wenn Sie erst einmal mit Ihren vornehmen Bekannten zusammen sind, werden Sie wenig Sehnsucht nach Ruhe verspüren."

„Sicher nicht," sagte sie. „Glauben Sie, es mache mir ein großes Vergnügen, alle Einladungen dieser fremden, gleichgültigen Menschen anzunehmen? Glauben Sie, ich wisse es nicht, daß sie mich nur einladen, damit ich sie amüsiere? Für den Augenblick hat diese neue Welt noch einen gewissen Reiz für mich, der sich aber durch die Gewohnheit bald abstumpfen wird. Mein einziger Freund, auf dessen Gesellschaft ich Wert lege, sind Sie."

Dieselben Worte wiederholte sie ihm, als er sie einige Tage später an den Bahnhof begleitete und sich von ihr verabschiedete. „Sie schreiben mir oft, nicht wahr?" bat sie ihn. „Ich werde in Gedanken immer bei Ihnen sein."

„Ich fürchte nur, daß ich nicht viel zu berichten haben werde," sagte Fred.

„Teilen Sie mir Ihre Gedanken mit. Wie dieselben auch sein mögen — alles, was Sie betrifft, hat Interesse für mich. Nicht wahr, Fred, wir sind recht gute Freunde geworden? Sie glauben es nicht, wie schwer mir die kurze Trennung von Ihnen wird. Ihnen kommt sie vielleicht ganz erwünscht, wie? Nein, nein, Sie brauchen mir nicht das Gegenteil zu versichern — ich nehme es Ihnen nicht übel auf, wenn Sie mir offen gestehen, daß meine Gesell=

schaft Ihnen nicht immer angenehm war. Adieu, Fred! Und vergessen Sie mich nicht!"

Hätte sie eine Ahnung davon gehabt, wie sehr er sie in der ersten Zeit nach ihrer Abreise vermißte, sie hätte sich sicher unendlich geschmeichelt gefühlt. Trotz der vielen Einladungen, die er erhalten, und von denen er einige angenommen hatte, trotz der mancherlei Zerstreuungen, die sich ihm boten, fehlte Laura ihm fortwährend. Seine Zeit war reichlich besetzt, teils durch Vergnügungen, teils durch die Arbeit an der Vollendung seines Dramas. Aber trotz aller Beschäftigung und Zerstreuung fühlte er eine beständige Leere im Herzen, die vielleicht nicht einzig und allein auf Susie Moores Rechnung zu setzen war. Er hatte es sich fest vorgenommen, seine Liebe zu Susie zu bekämpfen, und es gelang ihm auch nicht übel; aber er brauchte Ermutigung, Teilnahme und Trost, was ihm niemand gewähren konnte als seine Cousine. Er war über sich selber verwundert, mit welcher Ungeduld er ihre Briefe erwartete, und wie enttäuscht er war, wenn sie nach seiner Berechnung nicht rechtzeitig eintrafen. Freilich waren ihre Briefe auch derartig geistvoll und witzsprühend, daß deren Lektüre einem jeden Freude bereiten mußte; sie enthielten höchst drollige Schilderungen aller Personen, mit denen Mrs. Fenton in Berührung kam, und beschrieben das Leben, das sie führte, in der launigsten Art. Aber es war nicht das, was ihn daran entzückte; der Hauptreiz ihrer Briefe bestand in dem Tone warmer Freundschaft und zarter, inniger Teilnahme, die jedes Wort atmete. Es ist ein Trost in jedem Leide, zu fühlen, daß ein andrer herzlichen Anteil an unserm Geschicke nimmt, und es war Fred daher nicht zu verargen, daß er die beste, teilnehmende Freundin, die er auf der Welt zu haben meinte, unendlich vermißte und zurückersehnte.

Durch einen Zufall erfuhr er, daß seine Furcht begründet gewesen und Hauptmann Claughton nach Deutschland gereist war, um sich dort der Familie Moore anzuschließen. Diese Nachricht erregte ihn ungemein; er bereitete sich selber darauf vor, nun sicher bald Susies Verlobungs-

anzeige zu erhalten. Als er Laura eine kurze Andeutung über seine Befürchtungen machte, antwortete sie ihm: „Das wäre mir sehr lieb und angenehm. Sie wissen ja, ich habe eine sehr eifersüchtige Ader in mir. Ich schäme mich, es Ihnen einzugestehen, aber ich glaube, ich hätte Susie gehaßt, wenn sie Ihrer Neigung wert gewesen wäre; nun sie ist, wie wir sie kennen gelernt haben, habe ich keinen Haß für sie übrig. Mag sie mit ihrem Gardeoffizier recht glücklich werden! Und mögen Sie es bald einsehen, daß Sie nicht viel an ihr verloren haben und recht gut ohne sie auskommen können."

Fred wurde von dieser offenen Werbung nicht peinlich berührt, wie es noch vor kurzem der Fall gewesen wäre. Es liegt etwas Verächtliches darin, sich fortwährend über ein Mädchen zu grämen, das die ihm entgegengebrachte Liebe weder erwidert, noch verdient, und darüber ist alles einig, daß Freundschaft mehr Bestand hat als Liebe. Er bemühte sich nach Kräften, wieder sein früheres Ich zu werden. Es blieb ihm ja noch so viel: Gesundheit, Kraft, ein kleines Vermögen, Hoffnungen auf die Zukunft und vor allen Dingen eine liebenswürdige, ihm aufrichtig ergebene Cousine. Je länger die Trennung dauerte, desto größer wurde seine Sehnsucht nach Laura, und er war daher sehr froh, als sie ihm im September schrieb, sie habe sich in das kleine Seebad Dawlish begeben, und ihn nun an sein Versprechen, sie zu besuchen, erinnerte.

„Kommen Sie," bat sie, „und bleiben Sie so lange als möglich bei mir. Ich habe ein reizendes Häuschen gemietet, in dem einige Zimmer für Sie reserviert sind und Ihrer warten. Da können Sie ganz nach Gefallen rauchen, Theaterstücke schreiben oder schlafen. Ich sitze den ganzen Tag am Strande, sehe ins Wasser oder beobachte die Vorübergehenden. Die Herren gehen hier alle in Flanellanzügen und sandfarbenen Schuhen; die Frauen kleiden sich noch geschmackloser — ich muß lachen, wenn ich sie mir betrachte. Sie werden sich sicherlich ebenfalls über sie amüsieren. Kommen Sie, kommen Sie, lieber Fred. Ich habe in der Zeit

unsrer Trennung so viel erlebt, daß ich Tage und Tage brauchen werde, um Ihnen alles zu erzählen. Sobald Sie sich hier langweilen, haben Sie die Freiheit, wieder abzureisen."

Es war nicht anzunehmen, daß er sich in Lauras Nähe langweilen würde. Fred verlor keine Zeit, er packte seine Sachen und reiste nach Dawlish. Das Wetter war sonnig und schön, und der kleine, freundliche Ort mit seinen weißen Häusern, seinen roten Klippen, seinem buntbelebten Strande, machte einen höchst ansprechenden Eindruck auf Fred. Die kleine, mit wildem Weine üppig umrankte Villa, in der Mrs. Fenton wohnte, sah höchst behaglich aus, und die Wärme, mit der Laura ihren Gast empfing, berührte ihn aufs wohlthuendste. Mit ausgestreckten Händen eilte Laura ihm entgegen und schaute mit strahlenden Blicken in sein Gesicht.

„Sind Sie es denn wirklich?" rief sie aus. „Wie unbeschreiblich freue ich mich, Sie wiederzusehen, Sie lieber, guter Fred! Es ist zu hübsch von Ihnen, daß Sie meiner Einladung Folge geleistet haben."

„Nun — Sie ließen mir ja keine Ruhe," erwiderte Fred lachend.

„Sie böser Mensch! Sie kommen also, nicht aus Sehnsucht, mich wiederzusehen, hierher. Nein, im Ernste gesagt, ich war den ganzen Tag über darauf gefaßt, ein Telegramm zu erhalten: ‚Reise ganz unmöglich geworden. Kann nicht fort. Brief folgt.' Und am andern Tage sollte dann ein Brief mit Erklärungen eintreffen, deren Sinn ich mir etwa so zu deuten hätte: ‚Nach reiflicher Ueberlegung halte ich es doch für rätlicher, mir den weiten Weg nach Devonshire einem langwierigen tête-à-tête zuliebe zu ersparen; wir können uns ja vielleicht später in London treffen.'"

„Ich glaube nicht, daß Sie im Ernste ein derartiges Telegramm und einen derartigen Brief erwarteten," entgegnete Fred. „Sie wollen durchaus Schmeicheleien hören, Laura."

Sie schüttelte den Kopf. „Nein, wirklich nicht. Ich sah Ihrer Herkunft mit solcher Sehnsucht entgegen, daß

ich fortwährend fürchtete, Sie könnten Ihren Entschluß ändern und nicht zu mir kommen. Sie sehen übrigens besser aus als zur Zeit meiner Abreise von London. Ihre Augen blicken heller und Sie sind tüchtig von der Sonne verbrannt. Erzählen Sie mir, wie Sie die Zeit unsrer Trennung verbracht haben!"

Sie sah ihm so aufmerksam, so forschend ins Gesicht, daß er, trotz seiner gebräunten Hautfarbe, sichtlich errötete. Bei aller Bescheidenheit wußte er es doch, daß er ein schöner Mann war, und der Blick, den Laura auf ihn heftete, drückte so offenbares Wohlgefallen aus, daß er mit Blindheit hätte geschlagen sein müssen, wenn er es nicht bemerkt hätte. „Nun, und wie finden Sie mein Aussehen?" fragte sie lächelnd.

Wenn Fred mit seiner Behauptung, Laura wolle Schmeicheleien hören, recht hatte, so sollte ihr dieser Wunsch in Erfüllung gehen, denn Fred antwortete mit dem Tone tiefster Ueberzeugung: „Sie sehen reizender denn je aus, Laura!"

In der That schien es ihm, als hätte er sie nie so schön gefunden. Ihre Anmut, ihr Liebreiz waren ihm zwar in London oft genug angenehm aufgefallen, aber man kann jemand auf verschiedene Weise bewundern und vielleicht sah er sie nur mit andern Augen an, während er meinte, sie habe sich verändert. „Was haben Sie nur mit sich angestellt!" rief er nach einer Weile aus.

Sie lachte. „Ich danke Ihnen für das Kompliment, lieber Fred. In meinem Alter ist es in der That erstaunlich, wenn man noch leidlich aussehend gefunden wird, und ich begreife daher Ihre Verwunderung vollkommen. Seien Sie aber fest überzeugt, daß ich zu keinem Verschönerungsmittel meine Zuflucht genommen habe, wenn Sie das andeuten wollten."

Aber sie wußte recht wohl, daß er daran nicht gedacht hatte, und sein Erstaunen konnte nur schmeichelhaft für sie sein. In London hatte er nur Augen für Susie Moore gehabt; ging ihm vielleicht jetzt die Erkenntnis auf, daß es

noch andre Frauen in der Welt gab, die des Anschauens wert waren?

Während des Diners, das Laura so lukullisch hatte herstellen lassen, als es in dem kleinen Badeorte möglich gewesen war, bemerkte sie mit Freude, wie heiter er plaudern und lachen konnte, und mit welchem Interesse er auf jeden Scherz einging, auf jedes Thema, das sie anschlug. Zu wiederholten Malen erkundigte er sich nach den Männern, mit denen sie zusammengetroffen war, und obgleich er die Frage nicht in klare Worte kleidete, so hörte Laura sie doch aus allem, was er sagte, heraus: „Haben sie dir alle den Hof gemacht? Wurdest du umschwärmt? Ist es vielleicht einem eingefallen, sich dir ernstlich zu nähern?"

„Lieber Fred," sagte sie lachend, „seien Sie ganz offen und halten Sie nicht mit Ihren Fragen hinterm Berge. Sie wollen wissen, ob ich irgend einem Glücksjäger in die Hände gefallen bin oder Aussicht habe, es späterhin zu thun. Nun, und wenn das der Fall wäre, würde es Ihnen irgendwie nahe gehen?"

„Nahe gehen? Halten Sie es für wahrscheinlich, daß ich Sie mit einem Glücksjäger verheiratet sehen möchte? Wenn ich ganz offen sein soll, so muß ich gestehen, daß es mir — und wenn Sie die vorzüglichste Wahl träfen — nicht gleichgültig wäre — Sie überhaupt eine zweite Ehe schließen zu sehen. Sie verstehen mich, nicht wahr? Ich erinnere Sie an Ihre eignen Worte, daß Sie Miß Moore gehaßt hätten, wenn sie meine Neigung erwidert hätte. Natürlich gehe ich nicht so weit, daß ich behaupte, ich würde einen Mann, dem Sie Ihre Neigung schenken, aus eben diesem Grunde hassen. Aber — — seien Sie einmal aufrichtig, Laura — ist irgend welche Aussicht vorhanden, daß Sie — —"

„Daß ich jemand für würdig erachte, ihm meine Person zu schenken?" Sie lachte. „Sehen Sie, obgleich ich, ohne eitel zu sein, bemerke, daß mancher Mann nicht abgeneigt wäre, das Geschenk anzunehmen, so halte ich mich doch hinwiederum für zu wert, um mich an irgend einen der mir bekannten Männer fortzugeben."

„Laura! Sie haben während der Zeit unsrer Trennung Heiratsanträge bekommen?“

„Nur drei, mein lieber Fred. Zwei von ziemlich alten Herren, einen von einem jungen Manne. Die beiden alten waren — offen gesagt — wenig verlockend. Der eine war sehr vornehm, aus sehr guter Familie, aber sonst entsetzlich; der andre schien außer einem bösen Rufe und enormer Dreistigkeit nichts zu besitzen. Beide trösteten sich rasch über die Körbe, die sie von mir erhielten. Der junge Mann dagegen gefiel mir recht gut; er erinnerte mich in mancher Beziehung an Sie. Er schwor, mich selber und nicht mein Geld zu lieben, und — obgleich Sie mich recht thöricht finden werden — gestehe ich es doch ein, daß ich seinen Worten Glauben schenkte.“

Diese Unterhaltung fand im Garten statt, wohin Fred und seine Cousine sich nach aufgehobener Tafel begeben hatten. Die Sonne war längst untergegangen, aber trotzdem war es nicht dunkel geworden. Der Mond stand in goldner Klarheit am Himmel, sein magisches Licht traf das leise rauschende Meer mit mildem Strahl, es traf jeden Strauch, jede Blume im Garten und es traf Lauras zartes, schönes Profil. Fred fand es sehr begreiflich, daß man dies Gesicht lieben konnte. Er schaute es gedankenvoll an und fragte: „Und warum wiesen Sie seine Werbung zurück, Laura?“

„Einfach aus dem Grunde, weil ich ihn nicht liebte,“ antwortete sie. „Finden Sie den Grund nicht ziemlich triftig? Er allein hielt mich ab, einen von den zahlreichen Heiratsanträgen, die ich in allen Jahren meiner Witwenschaft erhielt, anzunehmen. Einige von den Männern, die mich zur Frau begehrten, waren reich; ich dagegen war bettelarm. Dann pflegte ich es mir oft mit klaren Worten zu sagen, es sei Wahnsinn, derartige Altersversorgungen von der Hand zu weisen. Aber ich war trotzdem nicht im stande, mich für Geld zu verkaufen. Und jetzt danke ich dem Himmel, daß er mir die Stärke verlieh, meinen Grundsätzen und Entschlüssen treu zu bleiben.“

Eine lange Pause trat ein. Fred hatte eine Cigarre angezündet, seine Hände hinter den Kopf gelegt und schaute in seiner Cousine Gesicht. Laura schien es nicht zu beachten, daß sein Blick wie gebannt an ihr hing; sie sah träumerisch aufs Meer hinaus. Plötzlich erhob sie sich, trat in den kleinen Salon zurück, setzte sich ans Klavier und begann zu singen. Ihre süße, weiche Stimme, die so ganz anders klang als die andrer Menschen, drang mächtig zu Freds Herzen.

„Natur fragt nicht, woher, warum,
Natur fragt nicht, wozu.
Es ist genug, daß ich bin ich,
Genug, daß du bist du."

Diese Worte klangen noch immer in Freds Ohren, als er längst sein Schlafzimmer aufgesucht hatte, und verscheuchten ihm den Schlaf. Seine Gedanken weilten viel mehr bei Laura als bei Susie Moore, obwohl er noch immer glaubte, keine andre als Susie lieben zu können und daß seine Zuneigung zu Laura nur die eines zärtlichen Bruders sei.

Elftes Kapitel.

Die meisten Menschen unsrer Zeit glauben nicht an eine reine, selbstlose Freundschaft zwischen Mann und Frau und behaupten, daß eine derartige Freundschaft ein Ding der Unmöglichkeit sei und immer nur den Deckmantel für andre Gefühle bilde. Es war sicherlich ein wenig unüberlegt von Mrs. Fenton gehandelt, daß sie, ohne an das möglicherweise entstehende Gerede der Welt zu denken, ihren Vetter als Gast einlud und es verabsäumte, eine dritte Person, eine sogenannte „Anstandsdame", ins Haus zu nehmen. Lachend fragte sie Fred am andern Morgen, ob sie durch seinen Besuch wohl in den Augen der Leute kompromittiert

worden sei, und als er erwiderte, es sei nicht richtig von ihm gewesen, die Einladung anzunehmen, setzte sie rasch hinzu: „Um Gottes willen, bekommen Sie keine Gewissensbisse und lassen Sie mich nicht im Stiche! Wer kennt mich, wer kennt Sie hier! Niemand von unsern Londoner Bekannten wird es je erfahren, daß wir beide allein ins Bad gereist sind. Denken Sie, wie entsetzlich geniert wir wären, wenn wir einen beständigen Schatten um uns haben müßten!"

Das sah er denn auch ein; auch er hatte keine Sehnsucht nach einem solchen Ballast. Laura zwang ihm ihre Gesellschaft nicht beständig auf; sie schenkte sie ihm nur, wenn er selber Verlangen nach ihr trug. Morgens frühstückte jedes in seinem Zimmer. Wollte Fred dann einen einsamen Spaziergang machen, so ließ sie ihn — ohne jedes Zeichen von Empfindlichkeit — gewähren. Forderte er sie jedoch auf, an seiner Morgenpromenade teil zu nehmen, so ging sie nicht nur bereitwillig, sondern mit sichtlicher Freude auf seinen Vorschlag ein, wie sie überhaupt stets bereit war, jeden seiner Wünsche zu erfüllen und ihn durch die liebevollste Aufmerksamkeit, die sie seiner Person und seinen Gewohnheiten schenkte, zu verwöhnen. Fred war mit der Absicht gekommen, eine Woche in Dawlish zuzubringen; nun war er überrascht, wie schnell diese Woche ihm vergangen war. Es schien ihm, als habe er erst jetzt beim näheren Zusammensein seine Cousine recht kennen gelernt, recht lieb gewonnen. Welch ein wunderbarer Mensch hätte er auch sein müssen, wenn er sie, die die Güte selber gegen ihn war, nicht geliebt hätte!

„Sie verwöhnen mich gar zu sehr, Laura," sagte er eines Abends, als sie — wie immer nach dem Diner — im Garten saßen. „Sie geben mir stets nach. Jedes meiner Worte wird von Ihnen als eine Art Befehl betrachtet, dem Sie gehorchen müssen. Das ist wirklich nicht recht von Ihnen."

„Ich handle aus purem Egoismus so," antwortete sie, „denn es bereitet mir Freude, Ihnen das Leben angenehm zu machen. Sehen Sie, es gibt nun einmal Menschen,

die jedermann verwöhnen muß, und zu diesen Menschen gehören Sie. Hoffentlich schadet es Ihnen nichts."

„Wer kann es wissen!" erwiderte der junge Mann nachdenklich. „Bisher war ich leidlich bescheiden, weil es niemand einfiel, so viel Wesens aus mir zu machen. Aber wenn wir jetzt nach London zurückkehren und Sie mich eingebildet und anmaßend finden, so dürfen Sie sich nicht darüber wundern, sondern müssen sich selber die Schuld an der mit mir vorgegangenen Veränderung zuschreiben. Wenn es mir jetzt zum Beispiel einfiele, Ihre Gesellschaft genießen zu wollen, und ich besuchte Sie, Sie aber hätten eine andre Einladung angenommen, so würde ich wahrscheinlich sehr verdrießlich und übel gelaunt werden und beanspruchen, daß Sie mir in London Ihre Zeit ebenso zur Verfügung stellen als hier. Wann beabsichtigen Sie übrigens, nach London zurückzugehen?"

„Ich habe noch keinen bestimmten Plan gefaßt. Wann wollen Sie dort sein?"

„Leider Gottes schon morgen abend. Ich kann nicht länger hier bleiben, da ich einige Jagdeinladungen angenommen habe."

„Morgen abend!" rief Mrs. Fenton erschreckt. „Sie wollen mich schon verlassen, Fred! Gut, fahren Sie! Ich bitte Sie nicht, hier zu bleiben. Sie haben sich natürlich hier sehr gelangweilt, aber da Sie liebenswürdig genug waren, es mir nicht zu zeigen, so . . ."

„Laura, Sie sprechen jetzt gegen Ihre eigne Ueberzeugung!"

„Nicht doch! Denn wissen Sie, Ihre Gefühle stehen meist deutlich auf Ihrem Gesicht geschrieben. Nun, ich will nicht undankbar sein, doch thut es mir wirklich leid. Heute ist also unser letzter Abend, wollen Sie mir dieses eine Mal gestatten, das Programm dafür zu entwerfen? Das soll mir Gelegenheit geben, zu beurteilen, ob Sie verzogen sind oder nicht."

Natürlich gab Fred bereitwillig seine Einwilligung dazu, die von ihr in keiner Weise mißbraucht wurde, indem sich ihre Wünsche auf eine Bootfahrt beschränkten.

„Sie können still sitzen und rauchen," sagte Laura. „Ich bin ans Rudern gewöhnt."

Aber er erklärte, gleichfalls darin geübt zu sein, und wenn sie keine zu hohen Anforderungen stelle, glaube er das Rudern und Rauchen vereinigen zu können. Zehn Minuten später fuhren sie ins offene Meer, das ruhig und eben wie ein Spiegel dalag, hinaus. Zwar schien der Mond nicht, aber Tausende von Sternen standen am wolkenlosen Himmel und spiegelten sich in der weiten Wasserfläche.

„Ich liebe Wasserfahrten ungemein," sagte Mrs. Fenton. „So oft ich eine Strecke vom Lande entfernt bin, atme ich auf und freue mich, die bösen Menschen und die falschen Zungen, und die schlimme Gesellschaft meiner lieben Nächsten ein wenig los zu sein."

„Ich glaubte, Sie liebten die Gesellschaft Ihrer Nächsten," bemerkte Fred.

„Nur deshalb, weil man sie nicht entbehren kann. Man kann ohne sie nicht in der Welt leben. Aber die Menschen haben schon zu schlecht an mir gehandelt, als daß ich sie lieben sollte. Könnte ich, wie ich wollte, so vergrübe ich mich in tiefe Einsamkeit — freilich nicht ganz allein, sondern mit einem meiner Mitmenschen zusammen . . ."

„O, mit Ihnen zusammen müßte eine solche Weltabgeschiedenheit entzückend sein," sagte Fred, indem er seine Ruder einzog.

„Das glaube ich Ihnen nicht, Fred. Sehen Sie, Sie halten es nicht länger als eine Woche hier allein mit mir aus; und das wußte ich im voraus, so sehr ich mich bemühte, nicht langweilig zu sein!"

Fred protestierte lebhaft gegen diese Beschuldigung. Ob sie wirklich glaubte, daß er sich gern von ihr trennte? Ob sie wirklich meinte, daß es ihm besonderes Vergnügen machte, mit Mr. Breffit zusammenzutreffen, der ihn in einer geschäftlichen Angelegenheit zu sprechen wünschte. Er gäbe ihr sein Wort, daß es ihm weit lieber wäre, noch eine Zeit lang allein mit ihr hier zu leben, als den Jagdeinladungen die er angenommen hatte, Folge zu leisten.

„So lehnen Sie sie noch jetzt ab," erwiderte sie. „Wer hindert Sie daran?"

Aber als er eben die Lippen öffnete, um etwas zu sagen, legte sie ihm lachend ihre rosige kleine Hand auf den Mund und rief: „Nein, nein, nein! Ich verlange derartiges nicht von Ihnen. Das wäre ein ebenso thörichtes Verlangen von mir, als es Schwäche von Ihnen wäre, falls Sie sich bereit erklären sollten, mir nachzugeben. So egoistisch bin ich denn doch nicht. Nein, ich würde es nicht einmal leiden, daß Sie eine derartige Absicht ausführen, falls Sie schwach genug sein sollten, es thun zu wollen. Daß ich Sie unbeschreiblich vermissen werde, gestehe ich ein. Wer weiß, wie lange ich Sie nun entbehren muß; wer weiß, wann ich Sie wiedersehe; wer weiß, ob sie mir dann noch . . ."

Sie brach plötzlich ab. Ihre Stimme hatte zuletzt merklich gezittert, und als Laura jetzt schwieg und Fred sich vorbeugte, um ihr ins Gesicht zu schauen, gewahrte er, daß ihre Augen in Thränen schwammen. Die plötzliche Erkenntnis, daß sie ihn liebte — die er, wenn er scharfsichtig gewesen wäre, längst hätte machen können —, versetzte ihn in stürmische Aufregung, und da er ein Mensch war, der stets dem augenblicklichen Impulse gehorchte, so ergriff er Lauras Hand, die sie in den Schoß hatte sinken lassen, und drückte sie herzlich.

„Laura," sagte er, „wenn Ihnen die Trennung von mir schwer fällt, so trennen wir uns nicht mehr, so bleiben wir zusammen. Ich liebe Sie, Laura!"

Vielleicht noch niemals ist eine Liebeserklärung mit weniger Vorbedacht gemacht worden. Hätte man ihn noch vor fünf Minuten gefragt, ob er seine Cousine liebe, so hätte er die Frage aufs entschiedenste verneint; jetzt dagegen erwartete er mit klopfendem Herzen Lauras Antwort und atmete erleichtert auf, als diese seinen Wünschen entsprechend lautete. Das alte Sprichwort, daß Liebe Gegenliebe erzeuge, ist durchaus nicht so unwahr und abgeschmackt, als die meisten Menschen glauben.

Daß es in diesem Falle zutraf, dessen war sich

Mrs. Fenton wohl bewußt und sie gab diesem Gedanken, nachdem die üblichen Schwüre ausgetauscht waren, auch Ausdruck.

„Dies alles ist von A bis Z mein Werk, Fred,“ sagte sie. „Als Sie hierher kamen, waren Sie mißgelaunt, und weil ich Sie ein wenig tröstete, waren Sie mir gut. Dann, gerade vorhin, hatten Sie Mitleid mit mir — und dann war's um Sie geschehen. Es hat zwar keinen Zweck, Ihnen edelmütige Anerbietungen zu machen, die Sie in Ihrer jetzigen Stimmung doch nicht annehmen würden; aber ich verspreche Ihnen — und Sie müssen mir glauben, denn ich spreche in vollem Ernst — daß wenn Sie morgen früh oder irgend einmal später ihr Wort zurückverlangen, Sie keine Silbe des Vorwurfs von mir hören sollen.“

Fred schien einstweilen durchaus nicht gesonnen zu sein, seine Großmut zu bereuen, und teilte diese Ansicht seiner Cousine am folgenden Morgen mit. Er gab ihr die Versicherung, sie aufrichtig zu lieben, und Lauras schönes Gesicht strahlte vor Glück und Herzensfreude, als sie seinen Worten lauschte. Plötzlich sagte Fred: „Weißt du, was mir soeben einfällt, Laura?“

„Nun?“

„Daß, wenn wir beide uns heiraten, ich doch noch der Erbe meines Onkels werde.“

„Wie? Das fällt dir erst jetzt ein, du großes Kind? Mir ist dieser Gedanke schon längst gekommen. Er ist es ja eben, der mich so glücklich macht. Du glaubst nicht, wie schwer die Erbschaft auf meinem Herzen lastete. So froh ich war, den drückenden Ketten der Armut entgangen zu sein, machte mich mein Reichtum doch nicht glücklich. Das Gefühl, dich beraubt zu haben, war zu niederdrückend. Jetzt, gottlob, wird es von mir genommen. Ich werde meine Gewissensbisse los und heirate den Mann, den ich liebe. Fred, ich möchte es feierlich beschwören, daß ich gegenwärtig die glücklichste Frau bin, die die Sonne bescheint. Zum erstenmale in meinem Leben bin ich vollkommen glücklich.“

Sie schaute ihm liebevoll in die Augen. Dann brachen ihre Lebhaftigkeit und ihr Uebermut sich wieder Bahn. Sie neckte Fred, sie trieb ihre anmutigen kleinen Scherze mit ihm, und er ließ sich, entzückt von ihrem Liebreiz und der Liebe, die jeder ihrer Blicke und jedes ihrer Worte verriet, alles lächelnd gefallen. Trotzdem er noch immer gewisse Zweifel hegte und behauptete, seine Freunde würden ihn für einen Glücksjäger halten, ließ Laura sich dadurch nicht die Stimmung trüben, sondern sagte: „Mögen sie dich halten, wofür sie wollen, was kümmert das uns? Sei vernünftig, Fred! Ist es dir nicht, im Grunde genommen, gleichgültig, was sie von dir sagen? Wenn du mich um so geringfügiger Ursachen willen aufgeben willst, hegst du keine wahre Liebe für mich. Bin ich denn so abschreckend, daß man mich nur um meines Geldes willen heiraten kann? Im Gegenteil; weißt du, was die Leute sagen werden? Daß ich meinen schönen Vetter geangelt hätte. Und das sollte mich eigentlich recht ärgern, weil es nämlich wahr ist. Und doch mache ich mir nicht das Geringste daraus. So lange du mich liebst, Fred, ist mir alles andre schnuppe.“

Was blieb ihm übrig, als sie zu versichern, daß er sie liebe und ewig lieben werde? Das war ihm ganz gewiß ernst, denn er war ihr in der That gut, nur mußte es einem jeden unparteiischen Beobachter sofort klar werden, daß sich Freds Liebe von der Lauras wesentlich unterschied. Mrs. Fenton, die eine sehr scharfe Beobachterin war, täuschte sich über diesen Punkt auch keineswegs. Trotzdem aber schwamm sie in Seligkeit und diese Stimmung änderte sich erst und wich einer ganz unverhältnismäßig ernsten Laune, als Fred davon sprach, seinen Vorsatz auszuführen und am Nachmittage nach London zu fahren. Ihr Kummer über diese Ankündigung war außer allem Verhältnis zur Ursache. Sie flehte Fred an, sie nicht zu verlassen, und erklärte, daß, wenn er jetzt fortginge, sie fest überzeugt sei, ihn nie wiederzusehen, ihn für immer zu verlieren. Und als er lachte und ihr den Unsinn ausreden wollte, indem er darauf hinwies, daß ein Mann eine geschäftliche Verabredung einhalten müsse und

daß er in spätestens drei Tagen zurück sein werde, war sie doch nur halb beruhigt.

„Und wie ist es mit deinen Jagdeinladungen?" fragte sie stockend. „Bist du gesonnen, ihnen Folge zu leisten oder abzulehnen?"

„Wenn ich dir eine Freude damit mache, gebe ich die Jagd gern auf," versicherte er. „Hätte ich nicht etwas dringend Notwendiges mit Mr. Breffit zu verhandeln, so schöbe ich dir zuliebe die Fahrt nach London sicherlich auf. Verlaß dich aber darauf, daß ich spätestens übermorgen bei dir bin. Ich komme, so rasch es irgend angeht, nach Dawlish zurück."

„Ich glaube nicht eher daran, als bis ich dich wiedersehe," seufzte sie. „Kein Mensch kann über den nächsten Moment bestimmen. Was kann in zwei Tagen alles geschehen!"

Trotz aller Mühe, die er sich gab, sie zu erheitern, blieb sie traurig und verstimmt. Kein bittendes Wort kam über ihre Lippen, aber ihre Augen sprachen eine desto deutlichere Sprache. Fred schien dieselbe jedoch nicht zu verstehen. Er scherzte und lachte mit Laura und versuchte auf alle Art, ihren Trübsinn zu verscheuchen. Er begann, Zukunftspläne zu entwerfen, machte ihr den Vorschlag, die Hochzeit nicht zu lange hinauszuschieben, sondern sie spätestens im November zu feiern, den Winter im Süden zu verbringen und erst bei der Rückkehr nach London sich einen dauernden Wohnsitz daselbst einzurichten. Susie Moores Name wurde nicht zwischen ihnen erwähnt. Es war wie ein schweigendes Uebereinkommen, daß dies Kapitel als abgeschlossen betrachtet wurde, und Fred war seiner Cousine für das Zartgefühl, das er kaum von ihr erwartet hätte, sehr dankbar.

Laura bestand darauf, ihn zum Bahnhofe zu begleiten. Vielleicht hegte sie bis zuletzt die stille Hoffnung, er würde seinen Sinn ändern und bei ihr bleiben. (Ein Brief an den Rechtsanwalt that sicherlich dieselbe Wirkung wie der persönliche Besuch Freds.) Aber da sie diese Hoffnung nicht in Worte kleidete und Fred kein Verständnis für den Schmerz und die Angst ihres Herzens hatte, so kam ihm nicht im

entferntesten der Gedanke, seine Reise aufzugeben. Es wäre ihm lieber gewesen, wenn sie sich zu Hause von ihm verabschiedet hätte; das Abschiednehmen auf dem Bahnhofe, unter all den neugierigen Menschen, war ihm zuwider. Aber da ihr offenbar viel daran lag, bis zuletzt mit ihm zusammen zu sein, wollte er sie nicht noch mehr betrüben, sondern fügte sich schweigend in ihren Wunsch. Der Zug brauste heran, Fred drückte Lauras Hand und sprang in ein Rauchcoupé, von dem aus er ihr noch einen Abschiedsgruß zuwinkte. Als er sie mit in Thränen schwimmenden Augen dastehen und ihr Gesicht trotzdem zu einem Lächeln zwingen sah, sagte er sich aus voller Ueberzeugung, daß sie, wenn auch ein wenig thöricht, doch eine bezaubernde kleine Frau sei. Welcher Mann würde auch etwas andres denken, wenn eine Frau ihm unter grundlosen Thränen zulächelte!

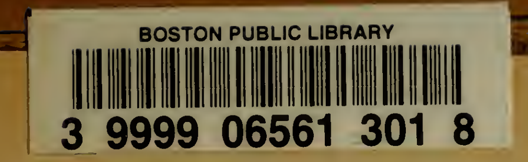
Aber Mrs. Fenton war nicht so thöricht, als Fred glaubte. Und als sie jetzt den Bahnhof verließ, sagte sie sich ernsthaft, daß sie durchaus keinen Grund zum Weinen habe. Noch gestern war ihr Wunsch, Freds Gattin zu werden, ein schöner Traum gewesen; heute dagegen war ihr dessen Verwirklichung so nahe gerückt, daß nur ein ganz unvorhergesehener Schicksalsstreich sie vereiteln konnte. Das Glück, das ihr so viele Jahre hindurch feindlich gesonnen gewesen war, schien ihr endlich seine Gunst zuwenden zu wollen. An seine Dauer glaubte Laura nicht, aber sie wollte sich auch mit einer kurzen glücklichen Zeit zufrieden geben. Nur wenige Monate des Glücks! „Nur angehören soll er mir, nur mein eigen sein — dann komme, was da wolle!“ sagte sie leise vor sich hin. „Zwar macht er sich noch nicht viel aus mir, aber doch schon ein wenig, und mit der Zeit wird er schon warm werden. Ich müßte mehr als ungeschickt sein, wenn es anders käme.“

Niedergeschlagenheit war bei ihr nie von langer Dauer. Sie ging an den Strand, setzte sich, warf Kieselsteine ins Meer und im Nu war ihre Furcht vor einer Katastrophe, der sie eine Weile Raum gegeben hatte, verflogen. Sie begann Luftschlösser zu bauen, was ungleich vernünftiger ist, als Trüb-

sal blasen. Im Geiste sah sie sich an Freds Arm unter dem lachenden Himmel Italiens einherwandern und die herrliche Natur genießen, über die sie so viel gelesen und die sie noch nie gesehen hatte. Sie malte es sich aus, wie sie ihr neues Heim in London einrichten wollte, mit welchen Leuten sie verkehren, welch ein gastfreies Haus sie führen würde. Als Königin aller Gesellschaften, als glückliche Gattin eines geliebten Mannes — welch ein sonniges Leben wartete ihrer! Und durch alle Träume zog frohlockend immer und immer wieder der eine Gedanke: „Auf diese Weise bekommt er das Geld. Es gehört fortan ihm und nicht mir. Ich werde mich nie wieder unglücklich fühlen und mit Gewissensbissen plagen, daß ich ihn beraubt habe."

Es war Abend geworden, als sie sich erhob und den Heimweg einschlug. Er führte sie über eine breite Promenade, wo eine Kapelle spielte, während die anziehenden Persönlichkeiten, die sie in ihrem Briefe an Fred geschildert hatte, in großer Zahl auf und ab spazierten. Ihre Blicke ruhten mit milder Freundlichkeit auf ihnen, denn es mochten viele Liebende darunter sein, mit denen sie sich durch allgemeine menschliche Bande verbunden fühlte.

Aber diese milde, menschenfreundliche Stimmung wich einem andern Gefühle, als Lauras Auge plötzlich auf einen alleingehenden Mann fiel. Er war ein kleiner dicker Kerl mit schwarzbraunem, gewöhnlichem Gesicht und mochte etwa vierzig bis fünfzig Jahre alt sein. Er trug einen hellen karrierten Sommeranzug und rauchte eine lange Cigarre. Sein Blick begegnete dem Mrs. Fentons. Sie that, als hätte sie den Fremden nicht bemerkt und ging ruhig weiter. Ihr Gesicht drückte weder Schreck noch Zorn aus; es blieb völlig ruhig, aber jeder Blutstropfen war aus ihm gewichen. Als sie in die nächste Straße lenkte, begann sie ihren Schritt zu beschleunigen und erst an der Thüre ihres Gärtchens blieb sie stehen und schaute vorsichtig zurück. Sie hatte sich nicht geirrt. Der Mann im hellen Anzuge war ihr gefolgt, um zu erspähen, in welches Haus sie eintreten würde. Jetzt, als diese Neugierde befriedigt war, wandte er sich zurück und ging von dannen.


BOSTON PUBLIC LIBRARY
3 9999 06561 301 8

